9.3 138

Institut für Ethnologie Universität Bern

ARBEITSBLÄTTER

N° 2

SIMONE PRODOLLIET

«DIE DAJAKKIRCHE WIRD NICHT OHNE DIE FRAU IHRE FUNDAMENTE LEGEN»

Die Konditionierung von fremden Frauen durch das europäische Frauenideal.

Die Arbeit der Basler Frauenmission in Südkalimantan, 1920 - 1943.

1989

Institut für Ethnologie

Z 3.138

Universität Bern
Institut für Ethnologie

SIMONE PRODOLLIET

«DIE DAJAKKIRCHE WIRD NICHT OHNE DIE FRAU IHRE FUNDAMENTE LEGEN»

Die Konditionierung von fremden Frauen durch das europäische Frauenideal.

Die Arbeit der Basler Frauenmission in Südkalimantan, 1920 - 1943.

N° 2 1989

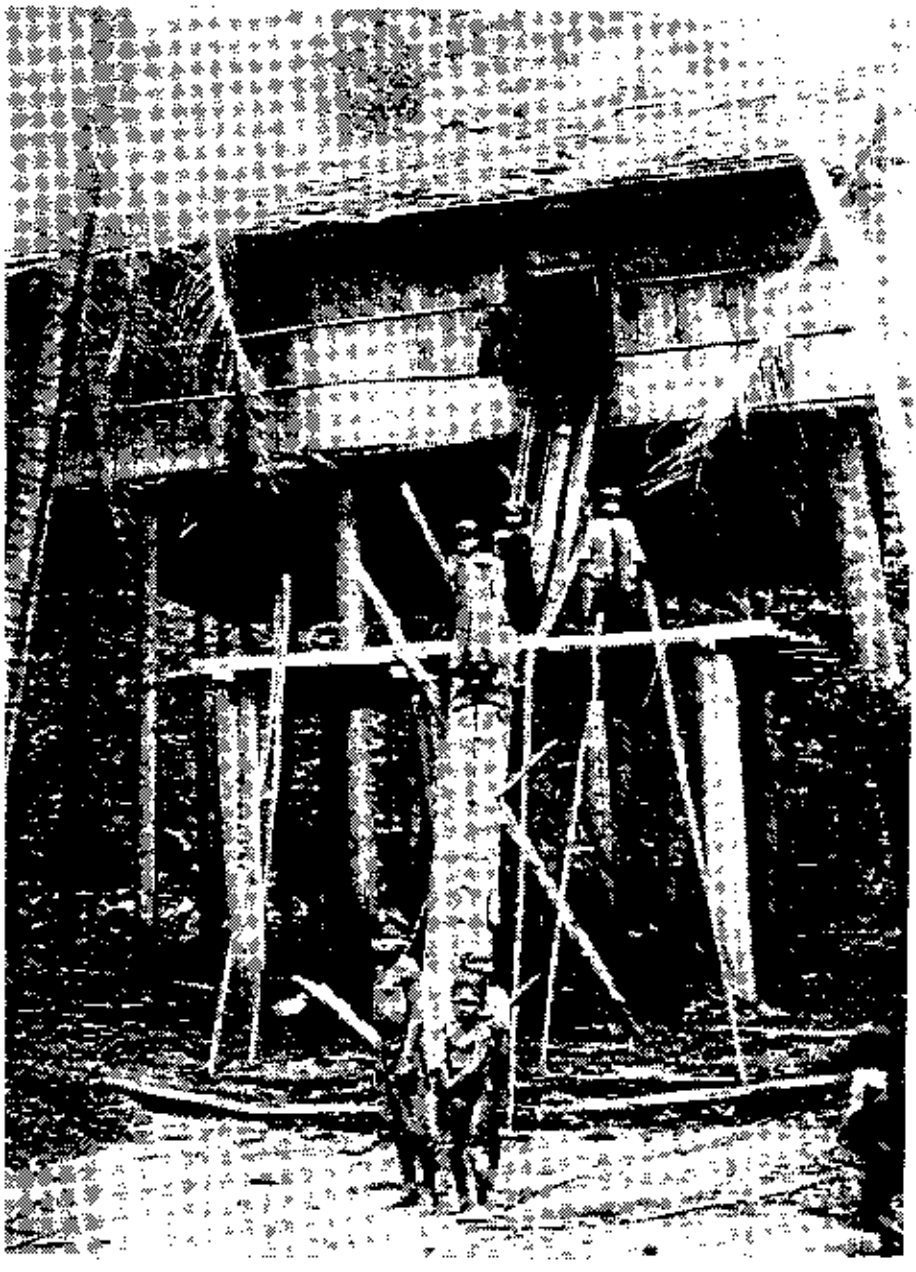


Abb. 1 «Altes Heidenhaus». Von mehreren Familien bewohnbares (Lang-)haus, um 1930

Copyright: Simone Prodolliet und Institut für Ethnologie, Universität Bern

URL: http://www.ethno.unibe.ch/arbeitsblaetter/AB02_Pro.pdf

This is the electronic edition of Simone Prodolliet, "'Die Dajakkirche wird nicht ohne die Frau ihre Fundamente legen.' Die Konditionierung von fremden Frauen durch das europäische Frauenideal. Die Arbeit der Basler Frauenmission in Südkalimantan, 1920-1943", Arbeitsblätter Nr. 2, Institut für Ethnologie, Universität Bern, Bern 1989

Xerox

Electronically published August 23, 2001

© Simone Prodolliet und Institut für Ethnologie der Universität Bern. All rights reserved.

This text may be copied freely and distributed either electronically or in printed form under the following conditions. You may not copy or distribute it in any other fashion without express written permission from me or the Institut für Ethnologie. Otherwise I encourage you to share this work widely and to link freely to it.

Conditions

You keep this copyright notice and list of conditions with any copy you make of the text.

You keep the preface and all chapters intact.

You do not charge money for the text or for access to reading or copying it.

That is, you may not include it in any collection, compendium, database, ftp site, CD ROM, etc. which requires payment or any world wide web site which requires payment or registration. You may not charge money for shipping the text or distributing it. If you give it away, these conditions must be intact.

For permission to copy or distribute in any other fashion, contact: information@ethno.unibe.ch

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 5
2. Die Ngaju-Dajak in Südkalimantan 10
3. «Warum wir in Südborneo die Frauenmission brauchen» - Das Programm der Basler Mission von 1924 15
4. Die Lebenssituation der Dayakfrauen aus der Sicht der Missionarinnen 18
4.1 Schwangerschaft und Geburt 18
4.2 Kindheit und Erziehung 22
4.3 Heirat und Beziehung zwischen den Geschlechtern 25
4.4 Wirtschaftliche Situation, Arbeits- und Besitzverhältnisse 27
4.5 Glaube, Krankheit und Tod 30
5. Massnahmen zur Linderung der «Not» der Dayak-Frauen 35
5.1 Hausbesuche und (freundschaftlich-)missionarische Beziehungen 35
5.2. Spitalarbeit in Banjermasin und Kuala Kapuas 38
5.3 Mädchenanstalt und Frauenbildungszentrum Mandomai 40
6. Ähnliche und gegenteilige Erfahrungswelten von Europäerinnen und den von ihnen missionierten Dayak-Frauen 48
6.1 Gemeinsame Interessen 48
6.2 Uneinigkeiten, Widerstände und Abgrenzungen 49
7. Zusammenfassung und Einschätzung der missionarischen Berichte 52
8. Anhang 57
8.1 Quellen 57
8.2 Abbildungen und Diagramme 58
8.3 Bibliographie 58

1. Einleitung

I.

Die vorliegende Arbeit ist der zweite Teil meiner Lizentiatsarbeit, die ich im Sommer 1986 am Institut für Ethnologie bei Professor W. Marschall abgegeben habe. Der Hauptteil befasste sich mit der Arbeit von Frauen im Zuge der kolonialistischen Ausdehnung protestantischer Mächte im Laufe des 19. Jahrhunderts. Der Zusammenhang von kolonialistischer Expansion und missionarischen Interessen ist bisher vor allem unter wirtschaftlichen Aspekten untersucht worden. Die scheinbare Ausklammerung weiblicher Arbeit aus wirtschaftlichen Prozessen hat auch den Blick auf den spezifischen Beitrag von Frauen innerhalb der Bemühungen um eine Aneignung der Kolonialländer durch kapitalistische Mächte verschleiert. Eingebunden in ein Rollenverhalten, das den Tätigkeitsbereich der Frau auf Familie und Haushalt einschränkte, schienen die Frauen höchstens gerade am Rande an diesem Prozeß beteiligt gewesen zu sein. Daß ihr Beitrag jedoch nicht zu unterschätzen ist, zeigt die Geschichte der Basler (Frauen-)Mission.[1]

II.

Nach den ersten 25 Jahren ihrer Tätigkeit seit 1816 hatte die Basler Missionsgesellschaft feststellen müssen, daß die missionarische Sache kaum Fortschritte machte. Die Hauptursache des geringen Erfolges der Mission war vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß die Missionare in den seltensten Fällen Zugang zu den einheimischen Frauen hatten. Man merkte bald, daß die Mission nur dann erfolgreich sein würde, wenn systematisch auch Frauen in die Missionsarbeit einbezogen würden. Der damalige Inspektor, Wilhelm Hoffmann, startete deshalb einen Aufruf an die «Frauen Deutschlands und der Schweiz», um Frauen zu gewinnen, die zur «Hebung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern» sich engagieren wollten.

Die Gründung eines Frauenvereins im Jahre 1841 sollte die notwendige Grundlage dafür schaffen. Der Verein stellte sich die Aufgabe, nach geeigneten Damen Ausschau zu halten, während ihm angegliederte weibliche Hilfsvereine die Aussteuern der

1 Eine ausführliche Darstellung findet sich in Prodolliet, 1987

ausreisenden Missionarinnen bereitzustellen hatten. Die ersten Aussendungen von Missionshelferinnen, die zunächst an der Seite der Ehefrauen der Missionare an den schon bestehenden Mädchenschulen wirkten, erfolgten in den Jahren 1846 - 1857.

Indessen war der Frauenmission trotz immer lauter werdenden Rufen nach weiblicher Mitarbeit kein erfreuliches Los innerhalb der Strukturen der Missionsgesellschaft beschieden. Der ursprüngliche Gedanke einer Frauenmission, die zur Evangelisierung von «Heidinnen» geschulte weibliche Kräfte aussenden sollte, wich mehr und mehr den expansionistischen Interessen einer Mission, die sich als ein Unternehmen verstand,das nach kaufmännischen Prinzipien funktionieren sollte. Diese hochfliegenden Pläne lenkten die Arbeit der Frauen systematisch auf die Geldbeschaffung, was sich unter anderem in der neu geschaffenen «Halbbatzen-Collecte» ausdrückte. Diese gab auch Minderbemittelten, insbesondere Frauen, die Möglichkeit, die Sache der Mission zu unterstützen. Die Aussendung lediger Missionsschwestern mit dem ausdrücklichen Ziel der Evangelisierung unter Frauen blieb nun praktisch aus. Die Nachfrage nach weiblicher Unterstützung in den Missionsstationen blieb allerdings nach wie vor bestehen.

Gerade alleinstehende Missionare hatten immer wieder den Wunsch nach einer unterstützenden Gefährtin an die Adresse der Leitung in Basel geäußert. Die anfänglich eher negative Einstellung gegenüber Missionarsehen wandelte sich zugunsten einer ausgeklügelten Heiratspolitik. Der Grund dafür lag zwar weniger in einer entgegenkommenden Haltung den Missionaren gegenüber, sondern in der Erkenntnis der größeren Effizienz und Wirtschaftlichkeit des Missionarenpaars im «Feld». Hatte man anfänglich die höheren Personalkosten bezüglich der Missionarsehe gescheut, so entdeckte man nun ihren ökonomischen Nutzen. Die Missionarsgattin erfüllte in der Folge einen doppelten Auftrag. Während sie mit der Führung des Haushalts den Missionar vom täglichen Kleinkram freistellte, war sie ihm im fremden Land, fern vom eigenen sozialen Umfeld, eine moralische Stütze. Gleichzeitig hatte sie als Frau die zusätzliche Aufgabe der Kontaktnahme mit einheimischen Frauen.

In den darauffolgenden Jahrzehnten bis zur Jahrhundertwende reisten Frauen praktisch nur noch als Bräute aus. Die gezielte Umsetzung des Hoffmann'schen Gedankens einer professionellen Frauenmission erfolgte aufgrund eines Vorstoßes im Jahr 1883 erst um die Wende zum 20. Jahrhundert. Der 1901 neu gebildete «Verein für Frauenmission» strebte eine einheitliche Ausbildung aller Missionarinnen - ob verheiratet oder ledig - an und sorgte sich auch um die Anerkennung der Arbeit der ledigen Missionarin.

III.

Das folgende Fallbeispiel befaßt sich mit der konkreten Arbeit der Missionarinnen im Gebiet des heutigen Südkalimantan, das von den Ngaju-Dayak bewohnt wird.[2] Zeitlich handelt es sich um die Periode von 1920, der Übernahme des Gebiets durch die Basler Mission, bis 1934, der Besetzung Indonesiens durch Japan und den dadurch vorläufigen Abbruch der Missionstätigkeit.

Das Beispiel ist besonders interessant, da die Missionarinnen mit einer Gesellschaft zusammentrafen, in welcher die Stellung der Frau relativ hoch war. Im Gegensatz zu andern Gesellschaften in Indien oder China, wo die Mission die untergeordnete Stellung der Frau beklagte und die Befreiung der Frau aus der «Sklaverei des Mannes» zur Legitimation des Missionsunternehmens machte, hatte sie sich mit einer völlig neuen Situation auseinanderzusetzen. Doch da auch hier, wie in andern Missionsgebieten, die Missionierung eines Volkes nur mit dem Einbezug der Frauen durchzusetzen war, mußten neue Argumente gesucht werden, nicht zuletzt, um die «heidnischen» Frauen vom christlichen «Heil» zu überzeugen.

IV.

Nach Beendigung des ersten Weltkrieges sah sich die Basler Mission vor einer ungesicherten Zukunft. Alle Missionsgebiete hatten abgegeben werden müssen, da die Basler Mission, die unter anderem auch als «Deutsche Kolonialmission» in Kamerun gewirkt

---

2 Vgl Karte von Süd-Borneo 1928. Die Stationen der Basler Mission sind unterstrichen.
Allgemeine Bemerkung zur Orthographie der indonesischen Namen: In den Zitaten wurde die alte Schreibweise übernommen, im Text benutzte ich die modernisierte Schreibweise der indonesischen Sprache.

hatte, als «deutsche» Mission in nun britischen Hoheitsgebieten als Feindin galt.

Die Basler Leitung suchte nach einem neuen Wirkungsfeld und trat in Kontakt mit Missionsgesellschaften, die in «Niederländisch-Indien» tätig waren. Anfangs der zwanziger Jahre ergaben sich erste Möglichkeiten, und mehrere Angebote holländischer Missionsgesellschaften hatten bald auch Aussendungen von Basler Missionaren mit ihren Ehefrauen zur Folge. Die Ziele waren zunächst die Sangi- und Tanland-Inseln im äußersten Osten Indonesien, sowie eine Insel der Molukkengruppe, Halmahera.

Um die gleiche Zeit, um 1920, erreichte die Basler Mission das Angebot der Rheinischen Mission, das Gebiet «Südborneo» zu übernehmen. Die Rheinische Mission hatte sich gezwungen gesehen, wegen hoher finanzieller Verschuldung gewisse Gebiete anderen Gesellschaften zu überlassen.[3]

Schon ein Jahr nach den ersten Verhandlungen konnten Teile von «Borneo» an die Basler übergeben werden. In einer Übergangsphase arbeiteten Basler und Rheinische Missionare zusammen, wobei die beiden Rheinischen Missionare Epple und Zimmermann in den Dienst der Basler Mission traten.

1921 reisten die vier Ehepaare Henking, Huber, Kühnle und Weiler in das neue Missionsgebiet entlang dem Flußlauf des Barito.

Missionar Henking ließ sich als Präses in Banjermasin nieder, Kühnle und seine Gattin reisten nach Mengkatip, das Ehepaar Huber nach Puruk Cahu und die Weiler's nach Tamianglayang (vgl. Karte).

Nachdem nach und nach auch auf den übrigen Stationen der Rheinischen Mission Basler Missionare eingearbeitet worden waren, konnte Basel am 1. April 1925 das ganze Gebiet im Süden der Insel übernehmen. Damit konnte die Arbeit der Vorgänger entlang der Flußläufen des Kapuas und des Kahayan unter den Ngaju-Dayak aufgenommen werden.

In der Folge schloß sich die Basler Mission zwecks besseren Kontakts mit den Behörden der Kooperation der holländischen

3 Menzel, 1978, S. 233 ff. Neben der Basler Mission bewarben sich auch andere Missionsgesellschaften um die «Rheinischen Gebiete». Die Rheinische Mission erhielt für dieses Gebiet 75 000 Gulden.

Missionsgesellschaften an. Am 1. Januar 1926 wurde Basel Mitglied der «Samenwerkende Zendingscorporaties», wodurch sich enge Kontakte mit der holländischen Kolonialregierung, die christliche Missionen zur Schwächung islamischer Bewegungen kräftig unterstützte, ergaben.

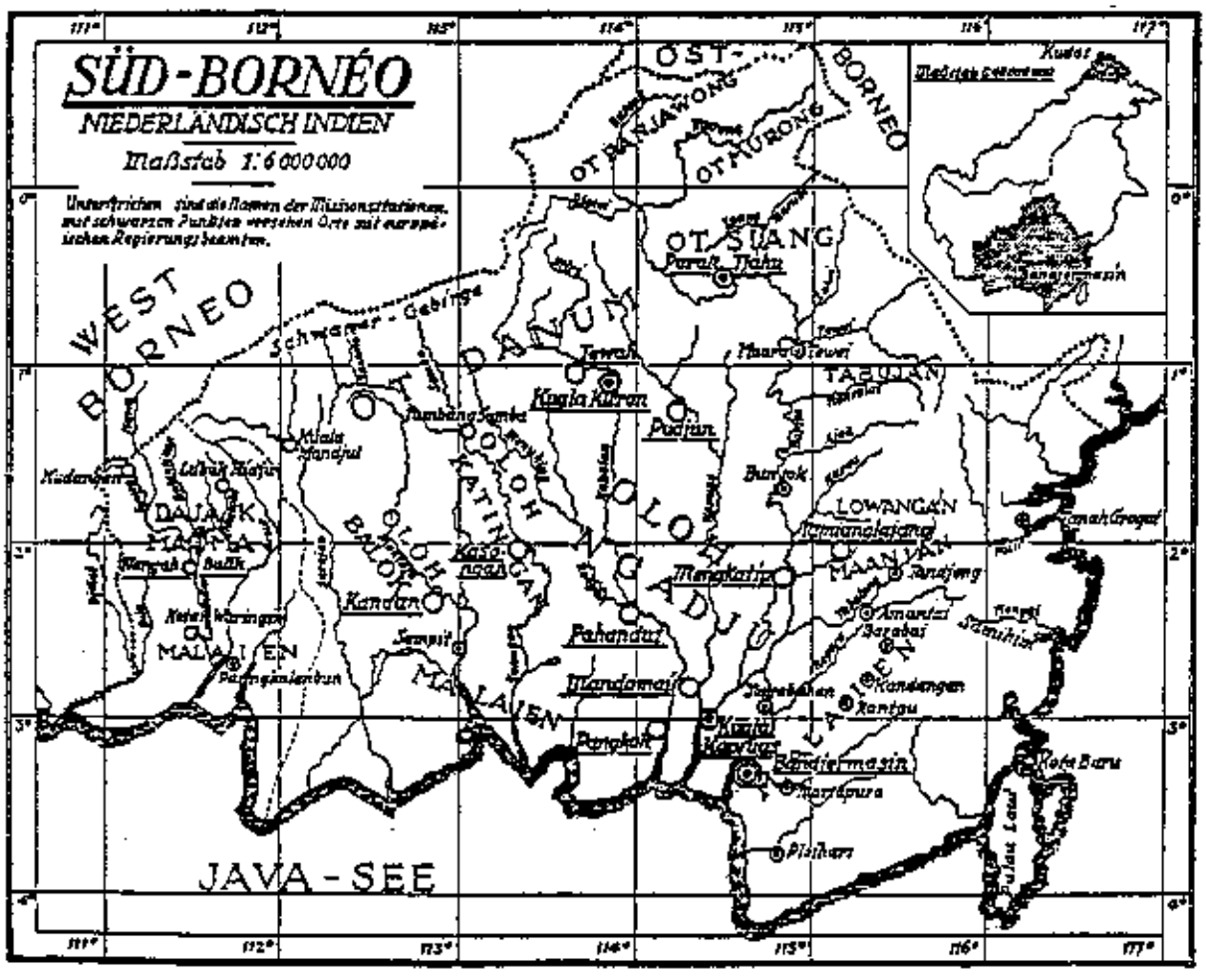


Abb.2 Karte von «Süd-Borneo», 1938.

2. Die Ngaju-Dajak in Südkalimantan

Die nachfolgende kurze Beschreibung der Ngaju-Dayak ist keineswegs umfassend, soll aber die zentralen Lebensbereiche der Dayak hervorheben.[4]

Die Dayak, die ihren Namen von einwandernden Malaien erhielten - er bedeutet despektierlich «Hinterwäldler» oder einfach «Binnenländer» -, bewohnen das Innere der Insel Borneo entlang den Ufern der zahlreichen Flüsse. Die im südlichen Teil der Insel Lebenden werden auch Ngaju(-Dayak) genannt, die «Flußaufwärts-Wohnenden». Die Hauptgruppe der Ngaju lebt am Kahayan-Fluß. Sie nennen sich selbst «Oloh Kahayan», die Menschen von Kahayan. Ihr Siedlungsgebiet reicht bis zu den Läufen des Kapuas und des Barito. In der unmittelbar folgenden Darstellung werde ich sie Ngaju nennen, im weiteren Teil der Arbeit jedoch Dayak, entsprechend dem Gebrauch der Missionarinnen und Missionare.

Die Ngaju betreiben Brandrodungsfeldbau. Nach dem Roden der Bäume und dem Abbrennen von Unterholz können die Felder während ein bis zwei Jahren bebaut werden. Anschließend muß, um den Boden nicht zu übernutzen, ein neues Feld vorbereitet werden. Nach ca. zehn bis fünfzehn Jahren kann ein mit Sekundärwald überwachsenes Feld erneut in Gebrauch genommen werden. Das Hauptanbauprodukt ist Reis. Am Rande der Felder werden zusätzlich Mais, Melonen, Gurken, Kürbisse und Zuckerrohr angepflanzt. Seit Ende der zwanziger Jahre wird die Süßkartoffel vorwiegend als Notnahrung angebaut.

Fischerei in den zahlreichen Flüssen und Jagd auf Kleintiere bereichern die Nahrung. Das Sammeln wilder Früchte, Kräuter und Honig ergänzen die Hauptnahrung Reis und Fisch.

Die Arbeit auf dem Feld wird in Gruppen ausgeführt. Außer dem Roden, wofür die Männer verantwortlich sind, werden alle übrigen Feldarbeiten von Frauen wie von Männern verrichtet. Ebenfalls beteiligen sich beide Geschlechter beim Fischen und Sammeln. Hier helfen auch Kinder und alte Leute mit. Die Jagd ist

3 Als Grundlage dazu dienten ethnographische Beschreibungen der Missionare; besonders Witschi, 1938; Schärer, 1945, 1946, 1966. Zum Vergleich wurden Reiseberichte und neuere ethnologische Literatur herangezogen: Nieuwenhuis, 1904 und 1907; Garang, 1974; Hudson, 1971; Münzer, 1976; King, 1978; Black, 1985.

Männersache. Die Frauen sind für die Arbeiten im Haus, die Versorgung der Kinder und die tägliche Zubereitung der Nahrung verantwortlich. Sie sind es auch, die Matten und Körbe flechten. Einige Männer schmieden Werkzeug und Waffen und andere machen Holzschnitzereien. Seit der Wende zu 20. Jahrhundert wird das Handwerk durch die Einfuhr billiger Produkte verdrängt.

Abb. 3 Stecken des Reises im Trockenreisfeld, ca. 1924

Die Bestrebungen der Holländer, auch in den «Lastposten», den während längerer Zeit kaum kontrollierten Gebieten, ihren Einfluß geltend zu machen, führten dazu, daß Borneo stärker die holländische Präsenz zu spüren bekam.[5] Um die Wende zum 20. Jahrhundert durchbrachen die Holländer den hauptsächlich von Muslims beherrschten Handel. Gleichzeitig begann auch die Ausbeute der natürlichen Ressourcen. Gummiplantagen im großen Stil wurden nördlich des Siedlungsgebietes des Ngaju angelegt. Junge Ngaju ließen sich zur Arbeit auf den Plantagen, die während des ganzen Jahres intensiver Pflege bedürfen, anheuern. Der

5 Black, 1985, S. 281 ff.

Gummiboom der zwanziger Jahre brachte nun auch Bargeld in größerem Maße unter die Bevölkerung.

Der Einbruch der Weltwirtschaftskrise um 1931 führte indessen zu solch schwieriger Situation, daß die Regierung in die hungernden Gebiete Reis importieren mußte. Solche Notlagen wurden von der Kolonialregierung ausgenützt, neue Anbaumethoden in das Gebiet einzuführen, nicht zuletzt aber auch, um die Ngaju seßhaft zu machen.

Die Siedlungen liegen entlang den Flüssen. Als Zentren zeremonieller Anlässe bleiben sie über Jahre hinweg fest. Die Flüsse sind oft die einzige Verkehrsverbindung zwischen den Dörfern. Die Ngaju leben in Häusern, in denen zwei bis drei Familien (*kabali*) wohnen können. Langhäuser sind eher selten. Während den Hauptarbeiten auf den Trockenreisfeldern leben viele Ngaju in Feldhütten.

Die kleinste soziale Einheit ist die *kabali*-Familie, die auch einen gemeinsamen Haushalt bildet. Dieser besteht aus Eltern, Kindern und ev. unverheirateten Geschwistern der Mutter oder des Vaters. Mehrere *kabali*-Familien bilden eine *bubuhan*-«Großfamilie». Ihre Vorfahren werden mütterlicher- wie väterlicherseits über vier Generationen zurückverfolgt. Vererbt wird nach bilateralen Regeln.

Heiraten werden endogam innerhalb einer Dorfgemeinschaft (*tambak*), die sich auf einen gemeinsamen mythischen Ahnen zurückführt, und innerhalb einer «Klasse» geschlossen. Bezüglich der Großfamilie sind sie exogam. Nach der Hochzeit wohnt das Paar während der ersten Zeit der Ehe bis zur Geburt des ersten Kindes vorzugsweise bei den Eltern der Braut. Anschließend wird meist ein neuer Haushalt gegründet.

Die Beziehung der Geschlechter ist im wesentlichen egalitär. Entscheide werden gemeinsam gefällt. Im Falle einer Scheidung können die Kinder entscheiden, ob sie mit dem Vater oder der Mutter wohnen wollen.

Die Ngaju unterschieden bis zur Aufhebung der Sklaverei 1891 durch die holländische Kolonialregierung zwischen «Noblen» (*bangsawan*) und «Unfreien». Zu den *bangsawan* wurden die alteingesessenen Familien gezählt. Unter den Unfreien gab es durch

Kriegsgefangenschaft unfrei gewordene erbliche Sklaven (*rewar*) und durch Verschuldung verursachte Schuldsklaven (*jipen*). Die Unfreien mußten auf den Feldern der *bangsawan*-Familien arbeiten. Bei wichtigen Anlässen, etwa dem Begräbnis eines Dorfvorstehers, wurden *rewar* als Opfer dargebracht. Trotz des Sklavereiverbots wurde weiterhin zwischen den beiden gesellschaftlichen Gruppierungen unterschieden, wenn auch Menschenopfer und Dienstverhältnisse aufgegeben wurden. Heiraten zwischen *bangsawan* und *rewar*, bzw. *jipen* blieben äußerst selten.

Jedes Dorf hat einen Vorsteher, der einer *bangsawan*-Familie angehört. Entscheide werden meist gemeinsam in einer Dorfversammlung gefällt, an der hauptsächlich Männer teilnehmen. Aus der Literatur geht nicht hervor, ob auch ehemalige Sklaven an der Dorfversammlung teilnehmen. Das Amt des Vorstehers wird meist innerhalb derselben Familie vom Vater auf den Sohn vererbt. Eine Wahl durch die Dorfversammlung ist möglich.

Der Dorfvorsteher übt auch das Amt des *adat*-Vorstehers (*damang*) aus. Die Ngaju verstehen unter *adat* «jegliche Art von Dogmen und religiösen Handlungsriten, Anschauungen über die rechte Lebensart, die Höflichkeit oder die Etikette, über Bewirtschaftung, Produktion und Nachbarschaftshilfe, moral-ethische Forderungen, Gesetze, Bräuche und Sitten»[6]. Es handelt sich dabei um seit Generationen überlieferte Grundsätze, die das Zusammenleben der Gemeinschaft regeln.

Die Ngaju nennen ihre Religion *kaharingan*. Sie betrachten die Natur als beseelt und die Umwelt als mit Geistern bewohnt. Diese können sowohl gute wie schlechte Einflüsse auf die Menschen haben. Nach Schärer[7] berichtet der Schöpfungsmythos von einem Gott der Oberwelt, *Mahatala*, und einer Göttin der Unterwelt, *Djata*. Gemeinsam repräsentieren sie den Lebensbaum, der die Dichotomien Tag und Nacht, Sonne und Mond, Leben und Tod, gute und böse Kräfte, hohe und niedere Herkunft umfaßt.

Mittlerinnen und Mittler zwischen guten und bösen Kräften und den Menschen sind die Priesterinnen (*balian*) und Priester (*basir*). Ihre Aufgabe ist es beispielsweise, kranke Menschen zu heilen, da Krankheiten auf negative Einflüsse eines Geistes

6 Garang, 1974, S. 15
7 Schärer, 1946

zurückgeführt werden. Anläßlich der großen Totenfeste (*tiwah*), die bis zu sieben Tagen dauern, und an dem die Gebeine eines Verstorbenen aus dem Grab in ein Beinhaus überführt werden, begleiten sie die Seele ins Jenseits.

Abb. 4 *sandong* (Beinhäuschen) mit Masken in Lowok Uban, ca. 1925

Durch den seit dem 16. Jahrhundert verbreiteten und dem seit dem 19. Jahrhundert stärker vordringenden Islam waren zur Zeit der christlichen Missionierung schon große Teile der Bevölkerung Muslim geworden. Als Reaktion auf die aggressivere Kolonialpolitik Hollands auf Borneo seit der Jahrhundertwende begannen sich antikolonialistische, nationalistische Kräfte zu sammeln. In der Absetzung zur Kolonialregierung, die aktiv christliche Missionen unterstützte, um die bornesischen Sultanate zu schwächen, orientierten sich die Widerstandbewegungen am Islam, wie beispielsweise Sarekat Islam und Muhammadiyah. Die Attraktivität des Islam stieg in diesem Sinne für die Bevölkerung in bedeutendem Maße.

3. «Warum wir in Südborneo die Frauenmission brauchen» - Das Programm der Basler Mission von 1924

Aus den bisherigen Erfolgen der Frauenmission in den übrigen Missionsgebiete war klar geworden, daß auch die «Borneo»-Mission der weiblichen Mitarbeit nicht entbehren konnte. Obwohl die Rheinische Mission während neunzig Jahren in jenem Gebiet tätig gewesen war, gab es unter den 5000 Getauften nur wenig Frauen.[8]

Erfahrungen der Rheinischen Missionare hatten gezeigt, daß Dayak-Männer, die Christen wurden, bezüglich der neuen Religion keinen Einfluß auf ihre Frauen ausüben konnten. Diese Einsicht legte Inspektor Oettli an der Frauenmissionskonferenz 1924 in Männedorf dar, als er zum Thema «Warum wir in Südborneo die Frauenmission brauchen» sprach. Obwohl die Rheinischen Missionare die führende Position der Dayak-Frau in ökonomischer, sozialer und religiöser Hinsicht beschrieben hatten, ging Oettli nicht - wie zu erwarten gewesen wäre - von ihrer zentralen Stellung aus. Er verwies auf die dreifache «Not» der einheimischen Frau. Obwohl, wie Oettli betonte, ihre Stellung in keiner Weise mit derjenigen in China, Indien oder Kamerun vergleichbar sei, müsse doch im allgemeinen von der «Not» der Dayak-Frau gesprochen werden. Ihre «scheinbar» gute Stellung hätte folgende «Kehrseite»:

> «Ein Blick ins tägliche Leben der Dajakin läßt erkennen, daß sie es doch nicht so leicht hat, wie es nach obengesagtem scheinen könnte. Ihre Wohnstätten bestehen in Hütten und Palmblättern; das ganze Jahr müssen sie im Urwald zubringen, und das schließt ein armseliges, mühevolles und gefahrvolles Leben in der Wildnis ein.»[9]

Der Inspektor, der sich ein würdiges Leben einer Frau wohl nur in einer «zivilisierten» Welt mit ordentlichen Steinhäusern vorstellen konnte, sah in den unhygienischen Verhältnissen den Grund zu einer weiteren «Not», den tiefgreifenden «Krankheitsnöten»:

> «Hauptsächlich treten auf: Dysenterie, Pocken, Cholera. Es wurde festgestellt, daß z.B. 1/5 des ganzen Sianglandes

8 Leider wurden die Getauften nicht nach Geschlechtern registriert. Den Berichten ist jedoch zu entnehmen, dass ein verschwindend kleiner Anteil von Frauen sich taufen liess.
9 Oettli, 1924, S. 1

nur gesund ist. Von Hygiene für die Kinder, auch die Allerkleinsten, verstehen die Mütter so wenig wie in China! Beispiel: man hat beobachtet, wie eine Mutter ihrem Kinde, das Brechruhr hatte, Wassermelone zu essen gab!»[10]

Den «tiefsten Grund aller Not» sah Oettli indessen in der «inneren Not», im Mangel eines Retters aus seelischer Not.

> «Ihr Leben ist bestimmt von der Furcht der bösen Geister. Schon gleich nach der Geburt werden die Kinder mit Zauberschnüren behandelt, um die Geister zu verbannen. Die Furcht vor den Gespenstern begleitet sie durch ihr ganzes Leben. Am Totenfest werden Gebeine ausgegraben und verbrannt. Unzucht, Gottesdienst [und] Kultur sind bei den Dajaken aufs engste miteinander verbunden. Tänze gesteigert bis zur Ekstase, gefolgt von großer Unsittlichkeit [schließen sich an]. Diese ist sehr groß, und infolgedessen gibt es vaterlose Kinder. Eine Dajakin sagte im Blick auf den heidnischen Dienst, das Christentum sei etwas Reinliches und Sauberes dagegen.»[11]

Nach Auflistung all der Faktoren, die die Frau jener Gesellschaft zum Opfer ihrer Nöte machte, räsonierte Inspektor Oettli weiter:

> «Jetzt fragen wir nicht mehr: "Ist die Frauenmission auf Borneo nötig?" Der Heiland beruft auch die Dajakfrau zu seinem Leben und zu seiner Freude! Unser herrliches Vorrecht ist es, den versinkenden Frauen die Hand zu reichen, daß sie aus ihrem Sumpfe herausgezogen werden.»[12]

Die Absicht des Unternehmens richtete sich allerdings nicht einzig auf die Bedürfnisse der Frau. Daß sie durch die Missionierung gezielt in den Dienst der Mission gestellt werden sollte, wird klar, als Oettli im weiteren ausführte:

> «Das ist nicht der einzige Grund; ein weiterer ist: Wir möchten unter den Dajaken eine Volkskirche gründen. Dieses Ziel ist nur erreichbar, wenn wir auch die Frauen für den Herrn gewinnen [...].
> Unter den gewonnenen Christen gibt es oft junge Männer, die sich genötigt sehen, Heidenfrauen zu heiraten. Dann müssen sie die Religion der Frauen annehmen. Gerade von den Frauen geht oft der entscheidende Widerstand aus, besonders von Tanten und Großmüttern. Wir können darum auf Borneo keine Gemeindlein gründen, wenn es uns nicht gelingt, die Frauen für den Herrn und seine Sache zu gewinnen. Und umgekehrt: Wie Großes können wir von den Frauen erwarten, wenn sie einmal gewonnen sind.
> Die Frauen sind bildungsfähig. Es fehlt ihnen nicht an künstlerischem Geschick. Die Frau eines Oberhäuptlings ist so hochgebildet, daß sie für die Missionsfrau zur Freundin wurde. Die Frauen haben ein tiefes religiöses Gemüt. Wenn

10 ebenda, S. 2
11 ebenda
12 ebenda

> sie erst frei sind, können die Gaben, die Gott in sie gelegt hat, erst recht sich entfalten.»[13]

Ferner sah Oettli für Frauen Südkalimantans zwei besondere Gefahren, die dem «weiblichen Charakter» schaden könnten:

> «Auf Borneo ist der Islam auf dem Plan, und er hat es gerade auf die Frauen abgesehen. Sind sie einmal Mohammedaner geworden, werden sie fanatisch vom selben Augenblick an, auch wenn sie nur ganz wenig wissen. Auch die moderne Frauenbewegung muß erwähnt werden. Sie hat auch schon auf Java eingesetzt. Dort gibt es jetzt schon Frauen, die öffentlich ihre Sache vertreten. Auch die Wellen anderer moderner Bewegungen kommen bis in die Urwälder. Wie gut ist es da, wenn die Frauen mit dem Herrn bekannt gemacht werden, ehe allerlei fremdartige Einflüsse sie gefangenzunehmen suchen.»[14]

Aus der Sicht der Basler Mission ging es vordergründig um den Schutz der Frau vor allen möglichen Gefahren. Das beinhaltete die Abwehr von Krankheiten physischer und «psychischer» Art, die Aufhebung der Furcht vor Geistern und bösem Zauber, sowie die Bewahrung vor den «schlechten» Einflüssen des Islam, der Frauenbewegung und den nationalistischen Bewegungen.

Dies «herrschaftliche» Vorrecht hatte sich die Mission angeeignet. Im Zusammenhang mit den Zielen der Kolonialregierung handelte es sich eindeutig um Disziplinierungsmaßnahmen.

---

13 ebenda
14 ebenda, S. 3

4. Die Lebenssituation der Dayakfrauen aus der Sicht der Missionarinnen

Schilderungen von Missionarinnen über das Leben der Dayakfrauen sind von drei Hauptthemen geprägt: Geburt, Krankheit und Tod. Beim Lesen der Berichte und Rapporte gewinnt man ein Bild unsäglichen Elends und einer von Angst, Krankheit und Tod geplagten Bevölkerung.

Erfahrungen und Beobachtungen aus andern Missionsgebieten, etwa Indien oder China, hatten die Sichtweise der Missionsangestellten bereits so stark geprägt, daß die Stellung der Frau auch in andern Gesellschaften nur mehr als eine unterdrückte und unwürdige begriffen werden konnte. War sie tatsächlich aber nicht unterdrückt und nahm sie wichtige Positionen innerhalb ihrer Gesellschaft ein, so diagnostizierte man ihre «Knechtung» durch das «furchterregende Heidentum», das sie einer ständigen psychischen Belastung aussetzen würde.

Im folgenden wird das Bild der Dayakfrau hauptsächlich unter diesem Aspekt dargestellt.[15] Der Lebenszyklus von der Geburt bis zum Tod scheint ein einziges Leiden, solange Vertrauen und Hoffnung in Christus nicht garantiert werden könnten.

4.1 Schwangerschaft und Geburt

Als eines der immer wiederkehrenden und wohl beliebtesten Themen figurierten Schwangerschaft und Geburt an erster Stelle. Während in Europa die Spitalgeburt bereits als große Errungenschaft gepriesen wurde, betrachteten die Missionarinnen den Geburtsvorgang bei den Dayak als höchst riskant für Leben von Mutter und Kind.

> «Zuhause liest und hört man manchmal, daß die Frauen der Naturvölker leicht und fast ohne Hebamme gebären können.

---

15 Der folgenden Monographie-ähnlichen Darstellung der Stellung der Frau bei den Dayak liegen im wesentlichen Berichte von Missionarsfrauen zugrunde. Ein großer Teil entstammt der Hand der schriftstellerisch aktiven Rosa Kühnle-Degeler, die über längere Zeit in Südkalimantan tätig war und aus dieser Zeit einige Romane und eine große Zahl von Broschüren aud Aufsätzen veröffentlicht hat.
Bei den übrigen Quellen handelt es sich um Rapporte der ledigen Schwestern an die Missionsleitung. Diese Berichte wurden von der Leitung viertel- bis halbjährlich verlangt.
Eine wichtige Quelle stammt von Missionar Henking. (1930)

> Wer jedoch unsere Dajakfrauen gesehen hat und die Krankheitsnot, unter der fast alle zu leiden haben, oft als Folge einer nachlässigen Pflege während Geburt und Wochenbett, der hat vielleicht eine andere Meinung von den Frauen der "Naturvölker"»[16],.warnte Schwester Maria Hörsch.

Schon die fehlende gynäkologische Betreuung während der Schwangerschaft war in den Augen der europäischen Schwestern ein Wagnis. Die einheimischen Riten und Gebräuche, die eine Dayakfrau während ihrer Schwangerschaft begleiteten, waren ihrer Meinung nach sinnlose Zaubereien, die der werdenden Mutter nur Angst einflößten. «Im Banne der Furcht» betitelte Rosa Kühnle-Degeler ein Kapitel in ihrem Missionsroman «Salamat. - Eine Kopfjägerstochter erzählt aus ihrem Leben». Die Protagonistin, die sie darin unter anderem auch über Vorbereitungen während der Schwangerschaft und vor der Geburt berichten ließ, würde verfolgt von einer «Heidenangst». Völlig absurd anmutende Tabus müßten eingehalten werden, Verbote reihten sich an Verbote, diese und jene Regeln wären zu beachten.

Ruth Spiller, die dort als Krankenschwester und Hebamme tätig war, hat einige dieser Gebote zusammengestellt und allein für die Zeit während der Schwangerschaft 32 Regeln notiert.[17]. Bei Nichtbefolgung drohten Frau und Kind große Gefahren, denn der Zorn der Geister würde dadurch heraufbeschworen. Ruth Spiller schrieb:

> «Wird bei den Dajak ein Kindlein erwartet, so ist meistens nicht nur die Freude groß, sondern in ihren animistischen Vorstellungen tauchen allerlei Gestalten auf, die ihnen ihr Glück nicht gönnen. Um die vielen schädlichen Einflüsse abzulenken, müssen zahlreiche Vorschriften eingehalten werden, nicht nur von der werdenden Mutter, sondern nach wenigen Monaten von den nächsten Angehörigen bis zu den übrigen Hausbewohnern. Nichtbefolgung kann sich schon während der Schwangerschaft, bei der Geburt oder erst später rächen, denn manche Erkrankung, die das Kind im Säuglingsalter trifft, wird auf Nichtbefolgung der Pali- oder Tabuvorschriften zurückgeführt.»[18]

Es erstaunt etwas, daß die gelernte Krankenschwester sich über diese Vorschriften, insbesondere Essens- und Reinlichkeitstabus wundert. So hätten etwa das Meiden von abgestandenem Wasser, schlecht gewordenen Speisen, zu scharfem Essen oder bestimmten

16 Maria Hörsch, 2. Quartalsbericht 1930, 18. Juli 1930, S. 1
17 Ruth Spiller, 1939, S. 2 - 6
18 ebenda, S. 2

Pflanzen auch aus ernährungswissenschaftlichen Gründen einsichtig sein sollen, wenn auch die Erklärung, die Geister würden dadurch besänftigt, den Missionarinnen seltsam vorkam. Ebenso hätte des Verbot von Baden in Tümpeln dem Reinlichkeitsempfinden der Europäerinnen entgegenkommen müssen, obwohl als Begründung dafür die darin wohnende gefährliche magische Kraft angegeben wurde. Noch weniger Verständnis wurde denjenigen Verhaltensregeln entgegengebracht, die nicht direkt das leibliche Wohl von Mutter und Kind zum Ziel hatten. Daß selbst der Vater und die Hausbewohner sich den komplizierten Regeln unterziehen mußten, erschien absurd.

Die Europäerinnen, die davon ausgingen, daß Mutterschaft etwas «Angeborenes» sei, das jeder Frau wie «natürlich» anhafte, sahen all die sonderbaren Gebote und Verbote als bloße Verunsicherung der werdenden Mutter an. Sie verstanden nicht, daß die Dayak mit solch ausgeklügelten Regeln nicht nur für die Gesundheit der Frau besorgt waren, sondern diese die Schwangere auf ihren zukünftigen Status als Mutter auch vorbereiten könnten. Ferner hatten die täglichen bewußten Handreichungen von Vater und weiteren Verwandten einen besonderen Sinn, nämlich ein angenehmes Klima, einen Platz für das kommende Kind zu schaffen. Dabei ging es im wesentlichen um ein psychisches Einstimmen auf ein neues Mitglied der Gesellschaft.

Die Europäerinnen ihrerseits erwarteten denn auch ganz andere Vorbereitungen. Daß keine Kleider und Windeln für das Neugeborene bereitgelegt wurden, und daß die Hütte nicht einer besonderen Reinigung unterzogen wurde, erfüllte sie mit Befremden. Nicht einmal für die Geburt, so wunderten sie sich, würden gebührende Vorkehrungen getroffen. «Das Allermindeste ist gerade recht für eine Geburt»[19], schrieb Elise Giezendanner in ihrem Jahresbericht an die Leitung, und Emilie Marstaller berichtete von ihren Erfahrungen:

> «Es sind schon Ausnahmefälle, wenn die Frauen im Dorf bei der Geburt im Bett liegen. Für gewöhnlich liegen sie auf einer Matte am Boden und mit Vorliebe noch in der dunkelsten Ecke.»[20]

19 Emilie Giezendanner, Jahresbericht und Rundbrief, 1936, S. 5
20 Elise Marstaller, Jahresbericht, 25. Februar 1940, S. 6

Die Geburt selbst erschien den Missionarinnen als viel zu hektisch. Die vielen anwesenden Leute, Frauen, Männer und Kinder, schadeten ihrer Meinung nach der der Ruhe bedürftigen Gebärenden. Nach europäischen Maßstäben sollte eine Geburt streng hygienisch und in ruhiger Umgebung ablaufen. Das ständige Drücken und Pressen der Hebamme verursache der Frau nur Schmerzen. Zudem würden Analogiezauber - das Öffnen von Gefäßen, Türen etc. - und andere «heidnische» Gepflogenheiten, etwa spezielle Opfergaben, die Gebärende verunsichern und unter psychischen Druck stellen.

Trotz gegenseitigem Einverständis bildeten jahrhundertelange Erfahrungen beiderseits eine gemeinsame Basis. Doch hielt das anfängliche Verständnis für ähnliche Geburtspraktiken nicht lange an, wenn dabei zu viel «Heidnisches» ins Spiel kam. Schwester Hörsch schilderte ihre Arbeitsweise folgendermaßen:

> «Ich suchte vor allem auf dem aufzubauen, was die Dajakfrauen selbst der Natur abgelauscht haben und so an echtem Wissen [!] besitzen. Dafür trat ich fest gegen die Handlungen ein, welche durch Aberglauben oder verkehrte Anschauungen zu wahren Schäden der Frau geworden sind [...] So zum Beispiel das "Massieren". [Auch] nach der Geburt muß jede Dajakfrau massiert werden. Die Dajaken glauben, daß bei einer Geburt sämtliche Glieder der Gebärenden ausgerenkt werden. Um diesen Schaden wieder gut zu machen, muß die Hebamme diese durch Strecken und Drehen wieder einrenken. Es wurde gesagt, daß dies im besten Fall nur eine nutzlose Quälerei für die Frauen sein, die doch so sehr der Ruhe bedürften nach all den ausgestandenen Schmerzen, oder aber direkt schaden könne.»[21]

Die geburtsbegleitenden Riten entsetzten Missionarinnen zutiefst:

> «War das eine Zeremonie, bis Ahnen und Geister beschwichtigt sind! Die armen geplagten Menschen! Und statt von dem Kindlein die "bösen Geister fernzuhalten", wird es mit teuflischem Zauber umgeben. Obwohl ich das Knäblein nach allen Regeln versorgte, wickelte eine alte Frau das Kind wieder aus und bearbeitete es mit Salben und Mixturen.»[22]

Besonders entrüstet waren die Missionsschwestern ob der unhygienischen Behandlung von Mutter und Kind. Die «Heiden» würden sich zwar bemühen, die zahlreichen Geister nicht zu erzürnen

---

21 Maria Hörsch, 2. Quartalsbericht, 18. Juli 1930
22 Mina Föll, 2. Jahresbericht 1925, S. 5

oder zu beleidigen, doch achteten sie nicht auf «den schlimmsten aller bösen Geister und den größten Feind einer Frau, den Schmutz.»[23]

Es erstaunte sie deshalb um so mehr, als sie feststellen mußten, daß trotz der unhygienischen Verhältnisse nicht notwendigerweise die befürchteten Beschwerden auftraten. Schwester Giezendanner berichtete aus ihrer Praxis:

> «Ich konnte auch nicht verhindern, daß sie [eine Verwandte] ein fünffrankengroßes Geldstück daherbrachte; darüber mußte Maria die Nabelschnur abschneiden, das bedeutet langes Leben für das Kind; aber hier passiert ja merkwürdigerweise fast nie etwas, trotz allem Schmutz. Für das Neugeborene war auch gar nichts vorbereitet worden, keine Windeln, keine Schlüttchen, rein gar nichts als schmutzige Tücher gab man uns, das Kind darein zu wickeln. Daß dies so war, ist heidnischer Brauch aus Furcht vor den Geistern; sie sollten womöglich keine Ahnung davon haben, daß ein Kind erwartet würde, um Mutter und Kind keinen Schaden zuzufügen.»[24]

Als ebenso unhygienisch und abergläubisch betrachteten sie den Brauch der Dayak, Placenta und Nabelschnur aufzubewahren. Immer wieder beschworen sie die Frauen, von ihrem «Aberglauben» abzulassen. Man bedauerte ihre angebliche Unwissenheit und Naivität: «Es sind arme Menschen in ihrem Aberglauben, in ihrer Geister- und Götzenfurcht.»[25]

4.2 Kindheit und Erziehung

Zu der Kindererziehung schienen sich die Dayak nach den Berichten der Missionarinnen wenig Gedanken zu machen. Angefangen von der mangelhaften Säuglingspflege bis zur laxen Betreuung von Jugendlichen kümmerten sich die Mütter ihrer Ansicht nach wenig um ihre Kinder. Hingegen wäre die Mutterliebe, deren Mangel man in andern Gesellschaften so sehr beklagt hatte, durchaus vorhanden.

> «Als Mutter tritt auch bei der Dajakfrau das "Ewig-Weibliche" ans Licht. In ihrer Liebe zu ihrem Kinde, in ihrer Aufopferung für das Wohlsein ihres Kindes steht sie der europäischen Mutter nicht nach. Gewiß, die Liebe der Dajakfrau ist meist unverständig, sie verwöhnt ihre Kinder, von Erziehung ist keine Rede; aber trotzdem ist auch bei

23 Maria Hörsch, 2. Quartalsbericht, 18. Juli 1930
24 Emilie Giezendanner, Jahresbericht und Rundbrief, 1936, S. 5
25 Mina Föll, 2. Jahresbericht 1925, S. 3

> ihr trotz allem Unverstand, die Liebe zu finden, die sich selbst vergißt, und solche Liebe ist von Gott.»[26]

Mit Befriedigung konstatierte man überdies, daß die Liebe der Mutter zu ihren Kindern so groß war, daß sie gar zum Christentum übertrat, um ihren bereits christlichen Kindern nahe zu sein. Missionar Henking fuhr fort:

> «Die Liebe zu ihren Kindern ist [so groß], daß es vorkommt, daß heidnische Frauen, die dem Christentum ihr ganzes Leben lang energischen und zähen Widerstand geleistet haben, wenn ihre Kinder übergetreten sind, sich noch im Alter taufen lassen, um im Jenseits nicht von ihren Kindern und Enkeln geschieden zu sein.»[27]

So sehr man auch die allesumsorgende Mutterliebe begrüßte, so skeptisch war man der «Blindheit» dieser Liebe gegenüber eingestellt. Da die Kinder dauernd von ihren Müttern mitgetragen würden, entwickelten sich diese zu kleinen «Tyrannen». Kaum schrie das Kind, würde es an die Brust gelegt. Während die Mutter ihre Kinder in dieser Hinsicht geradezu verwöhnte, zeigten sie wenig Verständnis bezüglich der Säuglingspflege. Die Missionarinnen beklagten die Gleichgültigkeit der Dayakfrauen gegenüber den Vorschlägen, unter anderem etwa, die Säuglinge zu bekleiden und sie nicht während der Nacht frieren zu lassen.

> «Sie sollten sich nicht wundern, wenn so viele kleine Kinder krank würden und sterben müßten.», räsonierte Maria Hörsch. «Doch verliert die dajakische Mutter ein Kindlein, so kann sie ja noch immer hoffen, dieses bei einer späteren Geburt wieder zu bekommen. So hatte eine Kursteilnehmerin ein gar herziges Kindlein. Dies wurde eines Tages krank und sie brachte es ins Missionshaus und bat um Medizin. Da bemerkte ich an dem kleinen Körper ein Muttermal. Ja, sagte die Mutter, das sei ein Zeichen, daß dies ihr Kind sei, welches früher gestorben sei, denn an dieser Stelle habe es eine böse Hexe gebissen und dem Kind das Blut ausgesaugt, so daß es habe sterben müssen, aber nun sei es wieder gekommen. Und glücklich strahlte sie dabei, gerade dieses Kindlein wieder zu haben.»[28]

Die angebliche Gleichgültigkeit stellte die Mutterliebe nun doch in Frage. Auch vermißte man die strenge Hand der Eltern. Kinder wuchsen nach der Meinung der Missionarinnen weitgehend ohne «Zucht» auf. Es gäbe junge Leute, deren Willen noch nie in ihrem Leben gebrochen worden sei und deren Wünsche die Mutter immer befriedigt habe. Ebenfalls wunderte man sich, daß Kinder

26 Henking, 1930, S. 11
27 ebenda
28 Maria Hörsch, 2. Quartalsbericht, 18. Juli 1930, S. 2

im Fall einer Scheidung frei entscheiden konnten, bei welchem Elternteil sie wohnen wollten.

Die unterschiedliche Behandlung der Geschlechter wurde indessen kommentarlos aufgenommen. Es erstaunte die Missionarinnen auch nicht besonders, daß schon bei der Geburt für Knaben und Mädchen verschiedene Riten vorgenommen wurden.

> «Bei den Knaben geht der Nabelschnurrest bis auf die Ferse. In regelmäßigen Abständen werden mit Baumbast oder Garn sieben Unterbindungen gemacht, auf der Seite des Kindes. Das geschieht, damit der Atem ja nicht aus der restlichen Nabelschnur entweichen kann und das Kind ein langes Leben hat. Der Nabelschnurrest beim Mädchen geht bis zum Knie. Es werden nur drei bis fünf Unterbindungen gemacht. Die verschiedene Länge des Nabelschnurrests hat verschiedene Gründe. Die lange Nabelschnur soll dazu verhelfen, daß das Kind gut gedeiht und bald laufen kann. Das Mädchen, das doch nicht so verständig ist, wie der Mann und keinen so hohen Flug der Gedanken hat, wird durch die kürzere Nabelschnur unter den Mann gestellt. Ferner soll, wie das gebeugte Knie einen Winkel, eine Unterbrechung der geraden Linie bildet, das Mädchen immer in der Nähe der Eltern bleiben, und wenn es je versucht, sich weiter zu entfernen, durch irgendein Hindernis wieder heimgelenkt werden. Anders verhält es sich mit den Männern. Sie sollen durch die lange Nabelschnur weit herumkommen in der Welt und reich werden. Um sie brauchen die Eltern nicht so besorgt zu sein, da sie viel gescheiter sind als die Mädchen.»[29]

Zur Sozialisation von Knaben und Mädchen erfahren wir einzig, daß die Mädchen früher als die Knaben zur aktiven Mithilfe im Haushalt herangezogen wurden. An solcher geschlechtsspezifischen Behandlung stießen sich die Missionarinnen jedoch wenig, befürworteten sie doch die besondere Ausbildung der Mädchen auf ihren künftigen «Beruf» als Gattin, Hausfrau und Mutter.

> «Schon bei den Kindern wird das Mädchen sehr bald zur Hilfe herangezogen. Sie hilft kochen, holt Wasser, hütet die Kinder, während der Junge ein freies und ungebundenes Leben führen kann und mit seinen Gefährten herumstreicht, bis er soweit herangewachsen ist, dass er den Vater beim Fischfang und auf die Jagd begleiten kann.»[29]

Der einzige Nachteil war zum Bedauern der Missionarinnen damit verbunden, daß Dayakmädchen aus diesem Grund schwer als Hausmädchen zu bekommen waren und vom Schulunterricht eher abgehalten wurden.

---

29 Ruth Spiller, S. 10

4.3 Heirat und Beziehung zwischen den Geschlechtern

Abgesehen von Beschreibungen über die enge Beziehung der Frauen zur Religion können wir die einzig detaillierten Ausführungen zur Stellung der Frau im allgemeinen aus dem Vortrag des Missionars Henking entnehmen. Als er zum Thema «Vor welche Missionsaufgaben stellt uns die dajakische Frau» sprach, unterschied er zwischen der «mohammedanischen», der «heidnischen» und der christlichen Dayakfrau.

Die Stellung der Muslimin war in wenigen Worten abgehandelt und der Tenor war derselbe wie bei der Beschreibung anderer islamischer Gesellschaften. «Die Frau ist das willenlose Werkzeug und Eigentum ihres Mannes, [...] er kann mit ihr tun, was er will.»[30] Da muslimische Frauen für die christliche Mission gleichsam als «verloren» galten, da der Islam sich auf eine breite Bevölkerung abstützen konnte, wandte sich Henking unverzüglich der «heidnischen» Frau zu. Beeindruckt von unterschiedlichen gesellschaftlichen «Formationen» in «Niederländisch-Indien» charakterisierte er das Geschlechterverhältnis bei den Dayak folgendermaßen:

> «Nun finden wir unter den Dajak auf Borneo [...] einen Zwischenzustand zwischen Patriarchat und Matriarchat, nämlich die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Ehe. Vermutlich entspringt sie der Blutsverwandtschaft, die oft zwischen Mann und Frau besteht. In den meisten Fällen sind ja unter den Dajak die Ehen Verwandtenehen. Mann und Frau haben in der dajakischen Ehe gleiche Rechte. Man hat oft den Eindruck, daß jedes der beiden auch in der Ehe seinen eigenen Weg geht und für sich selbst sorgt.»[31]

Die offenbar mehr zweckmäßig und auf der Basis einer ökonomischen Unabhängigkeit der Partner geschlossenen Ehen behagten der Mission nicht besonders. Immer wieder mußten sie um die jungen christlichen Männer bangen, da die passenden Heiratspartnerinnen weiterhin von den beiden Eltern und nicht vom Bräutigam oder gar der Mission ausgesucht werden konnten.

> «Bei den Dajak hat ja nicht das junge Paar, sondern die Eltern und Verwandten desselben zu bestimmen. Auch unter unsern dajakischen Lehrern ist noch mancher, der ein Heidenmädchen heiraten muß. Sind nun die Eltern eines solchen Lehrers noch Heiden, so sehen sie natürlich nicht zuerst darauf, daß die beiden denselben Glauben und etwa eine gleichwertige geistliche Ausbildung haben, sondern darauf,

30 Henking, 1930, S. 4
31 ebenda, S. 8

daß man zwischen den beiden einen Grad von Verwandtschaft feststellen kann.»[32]

Nach Auffassung der Ngaju-Dayak bildet die Familie eine magische Einheit, da ihre Mitglieder über eine gemeinsame imaginäre Nabelschnur miteinander verbunden sind.[33] Eine Ehe nach europäischer Vorstellung war deshalb nicht möglich, mochte eine Liebesheirat auch ab und zu vorkommen. In der Darstellung des Missionsromans «Den Starken zum Raube» von Rosa Kühnle-Degeler wird denn auch eine von den Eltern arrangierte Heirat als äußerst belastend und beängstigend für die Braut beschrieben: «Willenlos ergibt sie sich in ihr Schicksal»[34], so der Kommentar der Missionarin Kühnle.

Der Beschreibung der Stellung der Frau haftete immer ambivalenten Charakter an. An sich positiv beurteilte Verhältnisse verwandelten sich in unhaltbare Zustände, wenn sie den Zielen der Mission nicht in die Hände arbeiteten. So kritisierte man die bedeutende Position der Frauen eher als sie zu begrüßen, da ihr starker Rückhalt an ihre Familien und ihre große Verbundenheit zur Religion die Mission an ihrem Fortschritt hinderte.

> «Da ist es nicht zu verwundern, daß viele unserer Lehrer, obwohl sie sich anfangs innerlich mit aller Kraft sträuben und wehren und sich von ihren Frauen herunterziehen lassen wollen, in dem täglichen Kampf und durch die tausenderlei Reibungen allmählich müde und matt werden und erbarmungslos von ihren Frauen herabgerissen werden. Wenn dann noch in einer solchen Familie die mehr matriarchalische Einstellung vorherrscht, so daß der Mann zur Frau sagen muß: "Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch", dann ist es gewöhnlich um den Lehrerberuf eines solchen Mannes geschehen.»[35]

Missionar Henking, der mit Abwandlung des alttestamentarischen Spruches der treuen Schwiegertochter Ruth die umgekehrten Verhältnisse beschrieb, wies damit auf die ungewöhnliche Position der Frauen in der dayak'schen Gesellschaft hin. Daß die Männer an den Wohnort ihrer Braut zu ziehen hatten, erschien mithin gar als störender Eingriff in das Leben des Mannes:

> «So ist es in manchen Gegenden Sitte, daß der junge Mann nach der Hochzeit wenigstens für die erste Zeit, oft aber für ein ganzes Leben, ins Haus der Schwiegereltern zieht.

32 ebenda, S. 17
33 Kühnle, 1925, S. 47
34 vgl. Garang, S. 72
35 Henking, 1930, S. 17

> Bei einer Eheschließung hat überall die Frau die Rechte und der Mann mehr Lasten. Schon in der Verlobungszeit hat er der Braut und ihren Angehörigen allerlei Geschenke an Kleidern und anderm zu verteilen; die beträchtlichen Kosten des Hochzeitsfestes und Hochzeitsschmauses hat in den meisten Fällen der Mann allein zu tragen.»[36]

Henking ging als Mann sogar soweit, das Los der Dayakmänner zu beklagen und kritisierte die Art der Frauen, sich überall zu beteiligen, auch wenn man sie von außen nicht wahrnehmen konnte.

> «Sie sitzt hinter der Bretter- oder Mattenwand, horcht zu und verfolgt die ganze Verhandlung, und wenn es einmal unter den Männern gar zu bunt her und zu geht, dann kann man gelegentlich hinter einer solchen Wand eine Stimme hören, die mit unmißverständlicher Deutlichkeit zu verstehen gibt, was ihre Meinung ist. Auch in christlichen Dajakfamilien ist es keine Seltenheit, daß die Frau die Herrscherin ist und der Mann der gefügige Diener, und in der Gemeindeseelsorge sind die Fälle, in denen sich Männer über die schlechte Behandlung von seiten der Frauen zu beklagen haben, fast zahlreicher wie die umgekehrten Fälle.»[37]

Die dauernde Präsenz der Frauen wirkte zumindest auf die Männer in der Mission aufdringlich. Sie waren sich nie sicher, was die Frauen gerade im Sinn hatten. Da durch die relativ strenge Geschlechtersegregation die Frauen ihren Bereich kaum verließen, jedoch trotzdem immer wußten, was in der Männergruppe ablief, wurden die Frauen zu einer schwer kontrollierbaren Gruppe, gegenüber der die Mission mißtrauisch eingestellt war. Schätzte man schon nicht die Unüberschaubarkeit der Geschlechtertrennung, so war die Meinung gegenüber der scheinbar planlosen Wohnweise der Dayak überhaupt negativ. Lydia Schniepp schrieb:

> «In fast jedem Eingeborenenhaus wimmelt es von Menschen, es wohnt ja meist nicht nur eine Familie in einem Haus, sondern meist die halbe Verwandtschaft zugleich.»[38]

Die Unübersichtlichkeit der dayak'schen Lebensweise schien total.

4.4 Wirtschaftliche Situation, Arbeits- und Besitzverhältnisse

Die Missionarinnen und Missionare kamen zu einem Zeitpunkt nach Südkalimantan, als das ganze Gebiet sich in einer großen wirt-

36 ebenda
37 ebenda
38 Lydia Schniepp, 1. Jahresbericht 1932, S. 6

schaftlichen Umbruchphase befand. Der Gummiboom der zwanziger Jahre wirkte sich auf die wirtschaftliche Situation der Brandfeldbau treibenden Reisbauern einschneidend aus. Viele Bauern ließen sich als Gummizapfer engagieren. Während der Abwesenheit der Männer übernahmen die Frauen zum Teil deren Arbeit und kontrollierten damit einen großen Teil des Subsistenzsektors.

Die Missionare, die dieser Entwicklung gegenüber nicht nur positiv eingestellt waren, kritisierten das Vernachlässigen der Reisfelder. Mehr noch aber verurteilten sie die «Verschwendungssucht» der Dayak.[39] Das «sinnlose» Ausgeben von Geld schadete ihrer Ansicht nach der Arbeitsmoral der Männer. In diesem Sinne waren die Missionare für einmal den Frauen gegenüber eher positiv eingestellt, auch wenn durch ihren ständig wachsenden Einfluß das Christentum an seiner Ausbreitung gehindert wurde.

Die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre führte indessen dazu, daß die Kautschuk-Preise rapide abfielen und die Gummizapfer ihre Arbeit verloren. In manchen Gebieten Borneos litt die Bevölkerung enorm. Die Erträge der zum Teil vernachlässigten Felder reichten zur Nahrungsversorgung nicht mehr aus. Die Kolonialregierung mußte die hungernden Gebiete mit Reislieferungen versorgen. Mit ihrer Hilfe wurden auch Naßreisfelder angelegt, die gleichzeitig die Bauern seßhaft machen sollten.

Die Mission, die selber stark unter der wirtschaftlichen Krise litt, beklagte die «fatalistische» Haltung der Dayak, welche die Lage nur verschärften. Auch beanstandete man den «Zerfall der Sitten»:

> «Über den äußeren Niedergang in Ernährung, Kleidung und Wohnung tritt die entsittlichende Wirkung der Not stärker heraus. Heiden und Christen erfüllt die Frage: "Was werden wir essen?" Die Unsicherheit nimmt zu. Die Reisfelder müssen nicht mehr nur gegen wilde Tiere bewacht werden. Es kommt vor, daß heidnische Gräber geöffnet und nach Schmucksachen durchsucht werden [...] Die Steuerrückstände sind groß, Veruntreuungen öffentlicher Gelder selbst durch christliche Häuptlinge kommen vor. Familienstreitigkeiten und Grundstückprozesse nehmen zu. In auffallender Weise greift die Spielwut um sich.»[40]

39 Der Höhepunkt einer solchen Verschwendungssucht manifestierte sich nach Ansicht der Mission darin, daß ein Brautvater das Brautkleid seiner Tochter mit lauter Geldscheinen übernähen ließ.
40 118. Jahresbericht, 1933, S. 19

Indessen lobte man die Frauen, die sich als arbeitsamer, geschickter und kompetenter als die Männer auswiesen. Henking, der sich als einer der wenigen auch zur Arbeit der Frauen geäußert hat, meinte:

> «Wenn ich noch einige Charakterzüge der dajakischen Frau erwähnen darf, so kann ich wohl voranstellen, daß die Frau im allgemeinen arbeitsamer ist als der Mann. Die Feldarbeiten werden von beiden gemeinsam getan. Jagd und Fischfang sind sonst die Beschäftigungen des Mannes. Die Frau hat aber außer der Feldarbeit das ganze Hauswesen unter sich: sie kocht, wäscht, besorgt die Kinder und das Vieh, stößt den Reis und kehrt das Haus, usw. Bei Regentagen und oft auch nachts beim trüben Licht der Harzfackel widmet sich die Frau ihrer Kunst. Die Matten- und Korbflechterei der Dajakfrau zeugt von großem Kunstsinn und bewundernswerter Geschicklichkeit. Zwar fehlt auch dem dajakischen Mann der Kunstsinn nicht [...] Aber die Frau gibt sich ihrer Kunstarbeit mit größerer Zähigkeit und Ausdauer hin, und die feineren Arbeiten kommen doch von der Frau.»[41]

Abb. 5 Frauen beim Reisstampfen, 1938
Kommentar von Missionar Göttin: «Beim Besuch eines Dorfes in Kuala Kuron trafen wir die Frauen beim Reisstampfen; es galt ein Festessen zu rüsten. Christen, die damals getauft wurden, wollten noch ein Abschiedsfest feiern (Austritt aus der alten Religion). Ob sie damit die alten Götter beruhigen wollten? und eben ihre eigenen Gemüter.»

41 Henking, 1930, S. 10/11

Trugen traditionellerweise beide Geschlechter ungefähr gleich viel zum gemeinsamen Lebensunterhalt bei, so sahen es die Missionarinnen und Missionare als bedenklich an, daß die Männer ihre wirtschaftliche Grundlage teilweise verloren. Man fürchtete den immer stärker werdenden Einfluß der Frauen. Deshalb begann die Mission auch, systematisch Männer zu unterstützen, die sich aus ihrer «beherrschten» Situation befreien wollte.

Rosa Kühnle-Degeler berichtete lobend von einem Christen, der sich gegen die Dominanz seiner Frau und ihrer weiblichen Verwandten auflehnte, indem er seine christlich getaufte Tochter zu sich nehmen wollte:

> «Er hatte nach alter Dajaksitte in das Haus seiner Frau hineingeheiratet, und konnte somit nie von den Rechten eines Hausherrn träumen. Dafür sorgten auch auf nicht gerade schöne Weise die erwachsenen und selbst schon verheirateten Kinder seiner ersten Frau [aus erster Ehe]. Aber die kleine Johanna war sein Fleisch und Blut. Und deshalb erklärte er in männlicher Entschlossenheit, das Mädchen müsse sofort zu ihm zurück und dürfe keinen Tag länger in dem Hause der heidnischen Verwandten bleiben.»[42]

4.5 Glaube, Krankheit und Tod

Die außerordentlich gute Stellung der Frau in ökonomischer Hinsicht schlug sich auch in ihrer Position in religiösen Angelegenheiten nieder. Obwohl die Mission die enge Verbundenheit der Frauen mit der Religion an sich begrüßten - schließlich erachteten sie auch den «weiblichen Charakter» als besonders empfänglich für religiöse Dinge - war es gerade dieser Tatbestand, der das Fortkommen der Mission erschwerte.

> «Sie ist dieselbe wie die europäische Frau in ihren Wünschen und Begierden, in ihrer Aufopferung für das, was sie lieb hat, in ihrer Empfänglichkeit für geistliche Eindrükke, in ihrem feineren Gefühl für göttliche Dinge. Die dajakische Frau glaubt an die Religion. Ihr ganzes Leben ist darauf eingerichtet, ihrer Familie, vor allem ihrer Kinder Lebenskraft zu erhalten und zu mehren. Sie glaubt an die Hilfe der guten und den Neid und Haß der bösen Geister. Sie glaubt an die magischen und dämonischen Kräfte, die sie angehen. Sie glaubt, daß sie sich mit dem Dämon verheiraten und er von ihr Besitz ergreifen kann.
> Während bei den Männern doch gelegentlich skeptische Gedanken darüber aufsteigen, sind solche Dinge bei den Frauen unumstößliche Tatsachen.»[43]

42 Rosa Kühnle, Mai 1927, S. 2
43 Henking, 1930, S. 11/12

Zum Erstaunen der Missionare übten die Frauen gar das Priesteramt aus. Henking, der wohl davon ausging, daß ein solches Amt von «Natur» aus nur einem Mann zustand, da damit eine Machtposition verbunden war, berichtete:

> «Das Priesteramt wird bei den Dajak von den Frauen ausgeübt. Vermutlich haben die Männer sich erst dann um diesen Beruf bemüht, als sie erkannten, daß die Frau durch dieses Amt Macht bekam.»[44]

Immerhin wurde aber das grundsätzlich ehrliche Verhalten der Priesterinnen im Umgang mit ihrer Machtstellung geschätzt:

> «Während die männlichen Priester dieses Amt vielfach gebrauchen, um die Menschen zu betrügen, und sich selbst zu bereichern, tun die Priesterinnen ihre Arbeit noch aus voller Überzeugung. Die Frau ist das religiöse Element im Volk. Mit Leib und Seele übergibt sie sich an das, was sie glaubt und sie hält es fest, solange sie kann.»[45]

Den Frauen als den größten Feindinnen der Mission verübelte man denn auch ihren aktiven Widerstand. Man wollte offenbar nicht verstehen, daß sie ihre Macht nicht so einfach preisgaben. Die Männer konnten sich ihre Skepsis gegenüber der eigenen Religion gut und gerne leisten, denn in einer patriarchalisch orientierten Religion wie dem Christentum konnten sie ihren Status erhöhen. Die in diesem Zusammenhang als stur, unvernünftig, verstockt und rückständig beschriebenen Dayakfrauen bemitleidete man und führte ihr Verhalten auf ihre Furcht vor bösen Geistern zurück. Die Unterdrückung der Frau wurde damit nicht über ihr Geschlecht, sondern über ihre enge Bindung an die Religion begründet.

Rosa Kühnle-Degeler berichtete von einem ihrer Besuche:

> «Noch nie habe ich die furchtbare Macht der Finsternis und die stumpfe Hoffnungslosigkeit des Heidentums so wehtuend und schmerzvoll empfunden wie bei diesem Besuche. Nein, das Herz in uns kann nicht ruhig und stille werden, solange wir wissen, daß es so arme und von Furcht und Angst ein langes Leben und eine endlose Ewigkeit geknechtete Frauen gibt!»[46]

Besonderes Mitleid brachten die Missionarinnen den *balian* entgegen. Diese «Zauberpriesterinnen» wären einem hoffnungslosen Wahn verfallen. Sie glaubten, mit dem Luftgeist verheiratet zu sein. Seinen Befehlen seien sie auf eine Weise ausgeliefert,

---

44 ebenda, S. 12
45 ebenda
46 Rosa Kühnle, 5. November 1924, S. 15

daß sie gleichsam in der «Knechtschaft des Heidentums» gefangen wären. In ihrer Funktion als Priesterinnen würden sie zu allen wichtigen Ereignissen gebeten. Die Priesterinnen, die sich für ihre Dienstleistungen bezahlen ließen, wurden von den Missionarinnen als Ausbeuterinnen der ohnehin schon geplagten Bevölkerung verurteilt. Sie waren es, die bei der Geburt eines Kindes anwesend waren, die die geburtsbegleitenden Riten ausführten und anschließend das Neugeborene im Fluß segneten. Bei Krankheit wurden sie geholt, und die aufgebrachten Geister zu besänftigen und den Kranken Linderung zu verschaffen. Bei Hochzeiten führten sie die wichtigen Riten aus, und bei Todesfällen gehörten sie zu den Hauptagentinnen während des Totenrituals, das anläßlich der zweiten Bestattung des Toten gefeiert wurde.

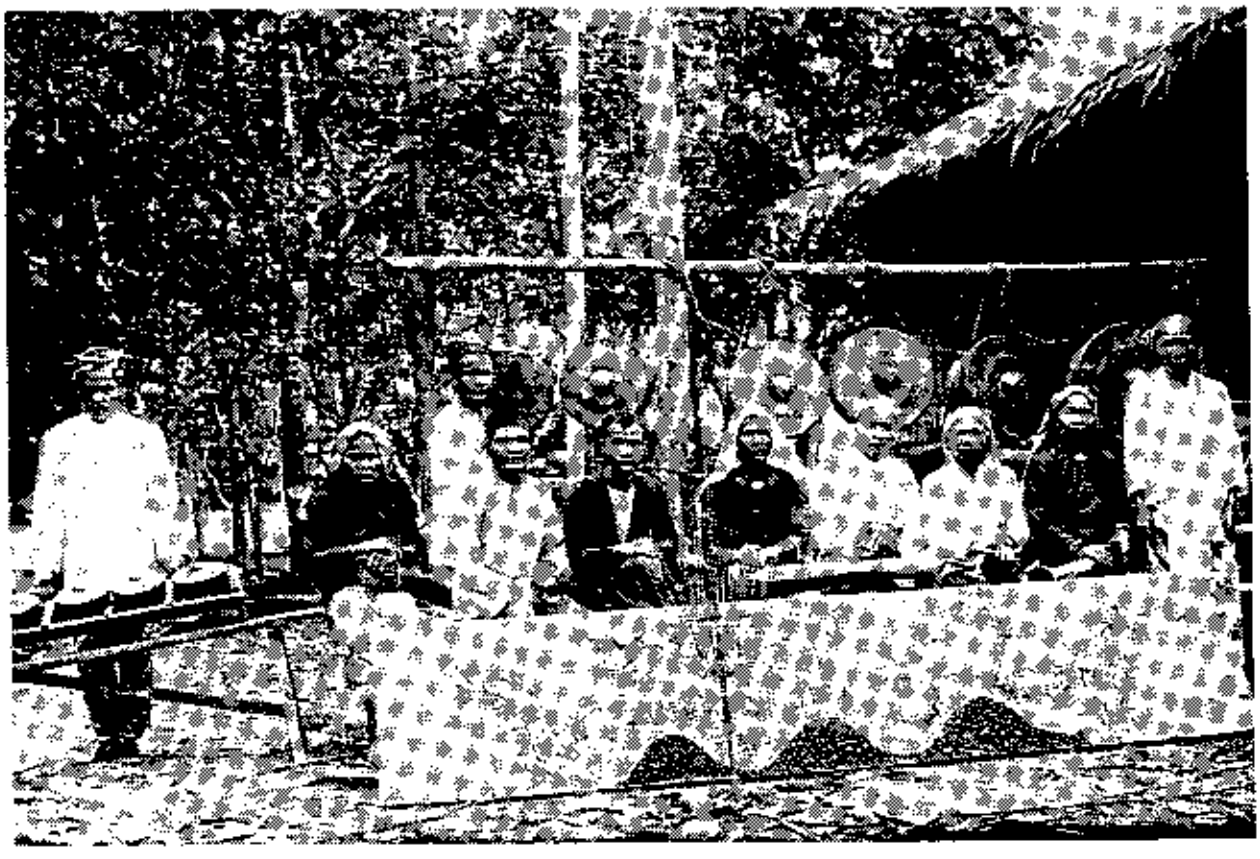


Abb. 6 *balian* und *bahir* bei einem Totenfest oberhalb Sampit, 1924.

Der Lohn der *balian* wäre bei all diesen Ereignissen nur herausgeworfenes Geld, da ihre «Zaubereien» sowieso nicht nützten. Hinweise auf die kostspieligen Dienste der Priesterinnen konnten nicht genug hervorgehoben werden, besonders die teuren

Opfer, die das Totenfest erforderte. Ihr Handeln stellte man als einzigen Betrug am ahnungslosen Volk dar.

Die Berichte, die sich mit Grenzsituationen des Lebens befaßten, der ganze Komplex um Alter und Krankheit, veranlaßte die Mission erneut zur Zeichnung eines trostlosen Bildes dayak'schen Lebens. Da insbesondere alte Frauen an ihrer angestammten Religion hingen, betrachteten die Missionarinnen einmal mehr die Frau als «Gefangene» und «Gegeißelte» der eigenen Religion. Während eines Besuchs der Missionarin Kühnle bei einer hochbetagten Frau entwickelte sich folgendes Gespräch:

> «"Großmutter, hast du denn auch einen Trost in deinem hohen Alter?" Und in aller Bestimmtheit erklärt sie mir: "Freilich, Njonjah, freilich!" Natürlich bin ich über die unerwartete Antwort nicht wenig überrascht. Hat die Großmutter vielleicht auch schon von Tuhan Jesus gehört? Aber ich kann nicht lange meinen Gedanken nachhängen. Mit einem energischen Ruck der rechten, dürren Hand, deren lange knochige Spinnenfinger gerade noch eifrig an einer Matte geflochten haben, fährt sich die Großmutter in die Haare: "Hier, Njonjah, hier, sieh, das ist der Platz meiner Hoffnung." Sprachlos starre ich auf einen schwarzen Knäuel, den die Alte in ihrer mageren Hand hält ... Habe ich es mit einer Irrsinnigen zu tun?»[47]

Missionarin Kühnle, die sich Geborgenheit und Rückhalt nur in der christlichen Religion vorstellen konnte, da das «Heidentum» die Menschen ohnehin betrüge, betrachtete die alte Dayakin als eine Verrückte, die dem Wahn ihrer «heidnischen» Vorstellungen verfallen war. Nicht nur wurden im allgemeinen die Alten als stur, sondern schlicht als gefährlich für das Wohl der Gemeinschaft angesehen, da ihr «fanatisches» Verhalten die Jüngeren nur verängstige.

Als genauso schädlich schätzte man die sogenannt fatalistische Haltung der Leute bezüglich Krankheiten und Todesfällen ein. Wohl würde versucht, nach allen Regeln der «Zauberkunst» Krankheiten zu heilen. Doch versagten die als völlig unnütz betrachteten «Zaubereien» wohl oder übel. Glückten sie, so war das nach missionarischer Einschätzung purer Zufall. In ihrem Bericht an die Missionsleitung hielt Rosa Kühnle zur ergebenen Haltung der Dayak angesichts von Krankheiten fest:

> «"Es war halt in Gottes Willen so", so sagen hier die Heiden und die Mohammedaner, wenn alles Zaubern nichts hilft;

47 ebenda

> stirbt jemand während des Zauberaktes weg, so tut das dem Geschäft des Zauberers keinen Eintrag. Denn dann war es eben Gottes Wille so! Ein schier unüberwindbarer Fatalismus liegt in dieser scheinbar so sehr frommen und doch nichtssagenden Redensart.»[48]

Sie respektierte zwar einigermaßen die devote Haltung - bei einem hoffnungslosen Fall mochte sie wohl nicht anders handeln - doch würde ihrem Ermessen nach an deren Haltung gegenüber der Möglichkeit, in gewissen Fällen «wirklich» etwas zu unternehmen, nichts geändert. Etwas widersprüchlich dazu erscheint das Urteil der Missionarinnen über die Dayak, die ihr Leben zu sehr diesseitig begriffen. Unzufrieden über die in ihren Augen zu sinnliche Einstellung dem Leben gegenüber meinte Rosa Kühnle:

> «Was hilfts einer Heidin gegenüber, die ganz diesseitig eingestellt ist, immer wieder zu betonen, daß die Verheißungen unseres Gottes sich nicht nur auf dieses Erdenleben beziehen und daß das Glück der Seele weit wertvoller ist, als die Gesundheit des Leibes. Denn die Dajakheidin, so wie sie nun einmal ist, hat gar kein Verlangen nach diesem unsichtbaren, ihr unbegreiflichen Heil und Glück. Sie will Gesundheit, Reichtum, langes Leben und viele Kinder.»[49]

48 Rosa Kühnle, 14. Juli 1926, S. 3
49 Rosa Kühnle, 13. März 1928, S. 4

5. Massnahmen zur Linderung der «Not» der Dayak-Frauen

5.1 Hausbesuche und (freundschaftlich-)missionarische Beziehungen

Als die Basler Missionare nach Südkalimantan kamen, war die Christianisierung trotz der langjährigen Arbeit der Rheinischen Mission noch wenig fortgeschritten. Die Rheinische Mission, die Borneo selbst als ihr «Schmerzenskind»[50] bezeichnete, stieß auf heftigen Widerstand und mußte immer wieder Unterbrüche in Kauf nehmen. Bei der Übernahme des Gebiets durch die Basler hatte sich an der Einstellung der Dayak wohl wenig geändert, obwohl ihre Vorgänger zähe Arbeit geleistet hatten.

Die Basler wollten mit ihrer Arbeit deshalb dort ansetzen, wo der größte Widerstand vermutet wurde: bei den Frauen. Durch gezielte Christianisierung der Frauen als den «Hüterinnen von Glaube und Sitte», sollte jene «trutzige Burg» gestürzt werden. Mit Besuchen erhoffte man sich raschen Zugang zu dieser «heidnischen Festung». Es war klar, daß die Missionarinnen hier den ersten Schritt tun mußten. Freiwillig kamen die Frauen nicht. Dafür hatten sie weder Zeit, geschweige denn einen bestimmten Grund.

Per Boot fuhren die Missionarinnen in die entlegenen Siedlungen. Über ihre ersten Eindrücke bei den Besuchen in Telok Betong und Taliu hielt Rosa Kühnle fest:

> «Was habe ich nicht alles bei diesen Besuchen erlebt! und gelernt. Daß wir verheirateten Missionsfrauen uns vielmehr der Arbeit unter unsern braunen Schwestern widmen sollten, ist mir zu klarer Deutlichkeit geworden. Mit meiner Susanna konnte ich in manches Haus, das seine Türen meinem Manne fest verschlossen hätte. Und in keinem einzigen Hause sind wir unfreundlich oder ablehnend empfangen worden. Zum größten Teil waren ja nur Frauen am Orte. Die Mehrzahl der Männer befand sich auf den Reisfeldern.»[51]

Daß solche Begegnungen für beide Seiten zuweilen auch etwas Komisches an sich haben konnten, schildert folgender Bericht von Maria Hörsch:

> «Sie hielten sich alle scheu zurück und doch suchten sie immer wieder eine Begegnung, sobald sie mich irgendwo auftauchen sahen. Da fragte ich einige Frauen, die unter einem Hauseingang standen, ob ich sie besuchen dürfe. Nun

50 Büttner, EMM 1914, S. 108
51 Rosa Kühnle, 5. November 1924, S. 12

war das Eis gebrochen. Ihre Antwort war mehr ein Brüllen als ein Rufen. Ja, besuche uns! Wohl nicht allzu oft kam eine Europäerin in jene Dörfchen, das merkte ich daran, wie sie mich bestaunten. Die alte Großmutter hielt immer wieder ihren dunklen Arm vergleichend neben den meinen, und die andern brachen jedesmal in das reinste Indianergeheul aus. Es war nicht möglich, mit diesen Frauen über ernste Dinge zu reden, es war ihnen schon an mir alles zu fremd und zu lächerlich, doch hat der Besuch sicher auf beiden Seiten Freude gemacht.»[52]

Die Schilderung dieser Begebenheit weist darauf hin, daß die Dayakfrauen wohl Interesse an den fremden Frauen hatten, doch erwarteten diese wohl eher geselliges Beisammensein als trokkene Belehrung. Die Missionarinnen selbst sahen solche Begegnungen dagegen nicht als ein Treffen zwischen Gleichgestellten an, obwohl sie diesen Eindruck gerne erweckt hätten. Sie verhielten sich als Lehrerinnen, die die «Unwissenden» zu belehren hatten.

Missionar Henking sah in den Besuchen der Missionarsfrauen die große Chance für die Einheimischen überhaupt. Den europäischen Schwestern schien schon rein durch ihre Präsenz eine magische Wirkung anzuhaften. Damit rückten auch die Dayak in zivilisatorische Nähe:

«Den Schlüssel zum Herzen auch der heidnischen Dajakfrau ist die Europäerfrau. Haben wir diesen Schlüssel bei uns, werden wir auf einer Reise begleitet von unserer Frau, dann kommen die Dajakfrauen plötzlich aus ihren Schlupfwinkeln hervor, dann gehen ihre Herzen auf. Als ich mit Missionar Baier in Lubuk-Hidju war, kam nie eine dajakische Frau ins dortige Rasthaus. Wie aber letztes Jahr einmal Frau Baier, als die erste Europäerfrau, in jener Gegend erschien, war sie immer von Frauen umgeben. Wenn sie auch nicht viel mit ihr sprechen konnten, war es für die Dajakfrauen schon eine Wohltat, einmal in der Nähe einer europäischen Schwester sitzen zu dürfen.»[53]

Ob die Dayakfrauen dies auch so empfanden, ist eine andere Frage und kann hier nicht beantwortet werden. Die Missionarinnen gingen jedoch von andern Voraussetzungen aus, welche zum Glück einer Frau führen würden. Diese bestanden im wesentlichen in gesicherten Verhältnissen, d. h. sowohl einer stabilen ökonomischen Grundlage wie auch eines geordneten familiären Zusammenhangs. Der scheinbar ungeordnete dayak'sche Lebensstil in

52 Maria Hörsch, 3. Quartalsbericht 1930, S. 4
53 Henking, 1930, S. 19

seiner Einfachheit und gar Armseligkeit erstaunte deswegen die Missionarinnen:

> «Immer wieder mußte ich mich bei diesen Besuchen über die große Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die der Lebensführung unserer Dajak ihr eigenes Gepräge gibt, wundern. Es gibt Familien, die voll und ganz zufrieden sind, wenn sie ein Plätzlein, auf das sie ihre gemeinsam Schlafmatte legen können, ihr eigen nennen.»[54]

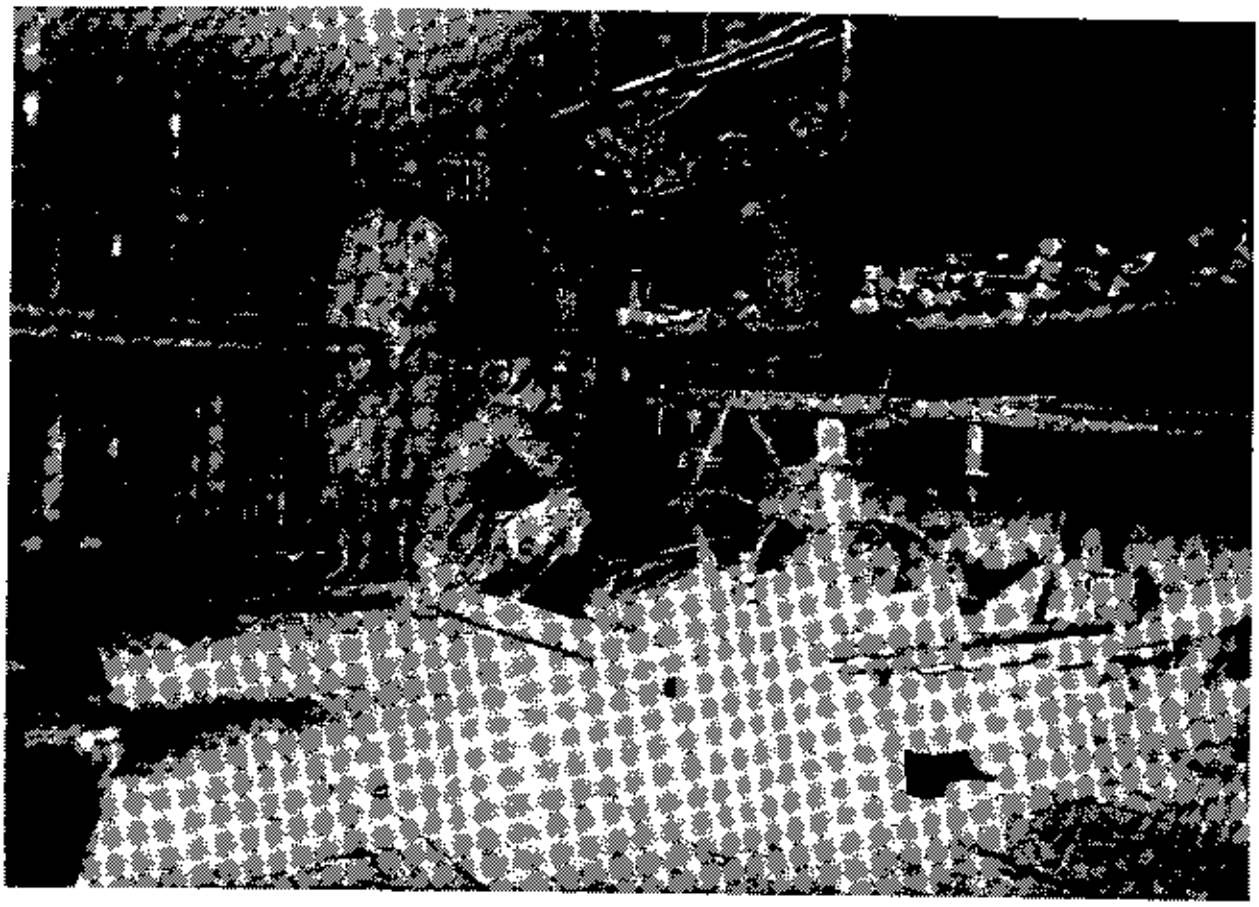


Abb. 7 Die «primitive» Stätte des dayak'schen Frauenlebens Küche in einem Langhaus in Tumbang Malohoi, 1929

Mit den Besuchen suchten die Missionarinnen in erster Linie, Kontakte zu knüpfen. Die evangelische Tätigkeit selbst war bei solchen eher kurzen Visiten noch kaum möglich. So ging es hauptsächlich darum, wie die Missionarinnen es nannten, «Samen zu säen», diese keimen zu lassen und dann in einem weiteren Schritt die jungen Pflanzen zu pflegen und heranzuziehen. Oft suchten sie die Aufmerksamkeit für die Mission durch einfache medizinische Hilfe zu wecken, wodurch sie je nach Erfolg einen ganzen Kreis Interessierter gewannen.

54 Rosa Kühnle, 5. November 1924, S. 13

Hatten die Europäerinnen in einem Dorf einmal Fuß gefaßt, versuchten sie, Frauengruppen und Nähvereine anzuregen, in welchen dann gezielter das Evangelium verkündet werden konnte.

5.2. Spitalarbeit in Banjermasin und Kuala Kapuas

Medizinische Hilfe hatte sich in allen Missionsgebieten bereits als bewährtes Mittel erwiesen, an sonst «verstockte Heiden» zu gelangen. Die moderne westliche Medizin, die in kurzer Zeit erfolgreiche Resultate erbringen konnte, wirkte bezüglich der Interessen der Missionarinnen Wunder.

Die Missionarinnen entsetzten sich bei ihren Besuchen vor allem über die unhygienischen Verhältnisse, die als krankheitserregende Herde identifiziert wurden. Überhaupt schien die Einstellung der Leute gegenüber Krankheiten äußerst problematisch. Herrmann Witschi, Missionsinspektor für Indonesien schrieb rückblickend:

> «Sie bedürfen vor allem der Anleitung in Hygiene, Vorbeugung und Bekämpfung von Krankheiten, aber ebenso eines neuen Verständnisses für die Krankheit als Zeichen nicht eines zornigen, sondern eines gnädigen Gottes, der erziehen und zu sich ziehen will, auch dann und gerade dann, wenn neuzeitliche ärztliche Hilfe versagt.»[55]

Eine solche neue Haltung gegenüber Krankheiten war gerade den Frauen nahezubringen, da sie nicht nur oft genug kranke Kinder zu pflegen, sondern als «Zauberpriesterinnen» den engsten Bezug zu medizinischen Angelegenheiten hatten.

Als 1923 die erste Krankenschwester, Mina Föll, nach Südborneo ausreiste, traf auch sie auf eine ablehnende Bevölkerung. Während der ersten paar Jahre ihres Aufenthaltes fand sie den Zugang zu den Frauen nur langsam. Sie klagte gegenüber der Missionsleitung über mangelnde Arbeit. Zwar wurden ihre medizinischen Kenntnisse von holländischen Beamtenfrauen gerne beansprucht, doch einheimische Frauen, zu derer Bekehrung sie ausgesandt worden war, kamen nicht.

Besonders schwierig war es, den einheimischen Frauen die Spitalgeburt nahezubringen. Es gelang nicht einmal, einheimische Christinnen dazu zu bewegen, europäische Geburtshilfe bei Hausgeburten anzunehmen.

---

55 Witschi, 1970, S. 200

> «Mit gewissem Bedauern merke ich die Abneigung, die unsere Dajakfrauen gegen europäische Geburtshilfe haben. Noch nicht einmal durfte ich helfen hier in Bandjer. Auch nicht unserer Evangelistenfrau vor etlichen Wochen.»[56]

Schwester Föll hatte sich in den ersten Jahren damit zu begnügen, Holländerinnen und Missionarsfrauen zu entbinden. Nur in ganz seltenen Fällen - meist in hoffnungslosen - nahmen auch Einheimische ihre Hilfe in Anspruch. In einem ihrer Jahresberichte an die Basler Leitung beklagte sich Missionarin Föll über ihr unausgefülltes Leben in Banjermasin. Zwar räumte sie ein, im Kreis der «Geschwister» ganz zufrieden zu sein, doch hätte sie sich das Ganze anders vorgestellt. Immerhin fand ihr selbst hergestelltes Wurmmittel nach Tübinger Rezept guten Absatz.

Richtigen Zugang zu den Einheimischen fand sie jedoch erst, als sie ein Boot zur Verfügung gestellt bekam. Mit ihrer «mobilen Ambulanz» reiste sie von Dorf zu Dorf. Mit einfachen Mitteln wagte sie in Notfällen gar den Kaiserschnitt. Über solche außergewöhnliche Fälle gewann sie langsam das Vertrauen der Bevölkerung. Kamen zu Beginn nur Notfälle zur Entbindung in die Poliklinik von Bajermasin, so wurde die Spitalgeburt angesichts der Erfolge allgemein mehr und mehr akzeptiert. Dies führte dazu, daß 1933 die Poliklinik zu einer Frauen- und Kinderklinik ausgebaut wurde. Die erste Ärztin, Dr. Gertrud Hessberg, traf 1934 ein und ergänzte die Arbeit des bereits seit 1928 tätigen Arztes Dr. Vischer.

Eine ähnliche Entwicklung war in Kuala Kapuas zu beobachten. Die 1929 gegründete Poliklinik wurde 1931 mit einer erweiterten Frauenabteilung eröffnet. Allmählich wagten sich immer mehr Frauen, auf Anraten der Mission, sich im Spital entbinden zu lassen. Erleichtert über den Gang der Entwicklung schrieb Elise Giezendanner:

> «Dann haben wir ja die Geburten noch und wir freuen uns, daß die Zahl derer, die um Hilfe baten, im vergangenen Jahr um 20 zugenommen hat. Wir wünschten uns, daß dies so weiter ginge, wir würden gerne noch mehr helfen. Da sind aber noch einige alte Dorfhebammen, die ihren Verdienst nicht gerne fahren lassen. Wenn mir aber recht berichtet ist, verlangen diese doch mehr als wir mit unseren drei Gulden, und daß unsere Hilfe doch besser sei, haben uns

56 Mina Föll, Jahresbericht 1930

schon viele Frauen bestätigt, auch einige Mohammedanerfrauen nehmen gerne unsere Hilfe in Anspruch (es ist eben nicht so, daß man immer froh ist über unsere Hilfe, es ist umgekehrt, wir sind froh, wenn die Leute unsere Hilfe begehren).»[57]

5.3 Mädchenanstalt und Frauenbildungszentrum Mandomai

Kernstück der Frauenmission war und blieb bei allen Hilfeleistungen die Bildung. Das Motto «Hilfe zur Selbsthilfe» stand dabei im Zentrum. Es war von Anfang an das Anliegen Rosa Kühnle-Degelers gewesen, Frauen wenigstens in den einfachsten Dingen zu unterrichten. Das war in erster Linie die Unterweisung in Hygiene und Säuglingspflege. Die Missionarsfrauen suchten Ratschläge in dieser Hinsicht bei ihren Hausbesuchen einzubringen. Dieses Vorgehen war jedoch langwierig, da gerade ältere Leute ihre Gewohnheiten ungerne änderten, und sie die Autoritäten bezüglich der Tradition waren. Deshalb suchte man zunächst die Jugend über den Schulunterricht zur Einführung von Neuerungen zu gewinnen.

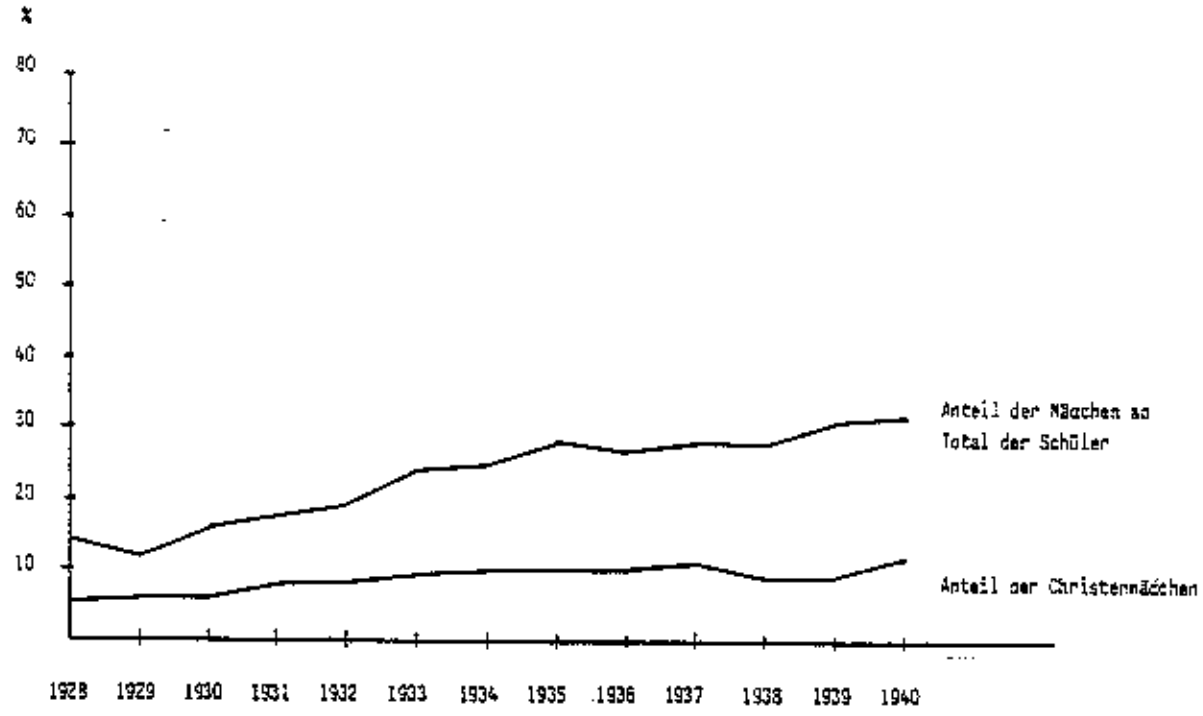
Die Volksschulen, die zu einem großen Teil von holländischen Regierungsgeldern unterstützt wurden, waren zum Bedauern der Mission gemischt zu führen. Die ursprünglich reinen Mädchenschulen in Kuala Kapuas und Mandomai waren nicht voll ausgelastet gewesen. Das Interesse der Eltern war nicht groß, ihre Töchter zur Schule zu schicken, da die Mädchen zur Mithilfe im Haushalt benötigt wurden. Auf Drängen der Mission nahm der Anteil der Mädchen in den Volksschulen langsam zu. (vgl. Graphik 1)

Die Tatsache jedoch, daß es sich um gemischte Klassen handelte, sah die Mission nicht gerne. Missionar Henking meinte dazu:

> «Einen Nachteil aber hat diese gemischte Schule: die Mädchen werden für ihren speziellen Beruf als Hausfrau und Mutter gar nicht vorbereitet. Sie bekommen nur intellektuelle Fächer, lernen lesen, schreiben, rechnen und einige andere Fächer, lernen aber nichts von Handarbeit, Kochen, Krankenpflege, u. a., was sie in ihrem späteren Leben wissen sollten.»[58]

Um diesem «Mangel» zu begegnen, wurde die Handarbeitslehrerin Luise Junginger an der Mandomaier Missionsschule angestellt, um neben dem allgemeinen Lehrplan Handarbeitsunterricht zu

57 Elise Giezendanner, Jahresbericht 1939, S. 4
58 Henking, 1930, S. 22



Graphik Nr. 1 Anteil der Mädchen in den Volksschulen

erteilen. Nach Ansicht von Rosa Kühnle waren diese wöchentlichen Stunden jedoch ungenügend. Auf ihre Initiative wurde deshalb 1932 ein Mädcheninternat eröffnet. Dieses Internat sollte ein Kurszentrum sein, das junge Christinnen vor ihrer Heirat in die Geheimnisse der Haushaltführung einweihen würde. Die Voraussetzungen zu einem solchen Unterfangen waren nicht einfach, da die Dayak ihre erwachsenen Töchter vor der Heirat unter Kontrolle haben wollten. Die Missionarinnen, die den betroffenen Eltern nur zu bereitwillig versicherten, ihre Tochter nach einheimischer Sitte zu beschützen, konnten sich schließlich durchsetzen. In diesem Sinne kam die Missionsschule mit ihrem strengen Stundenplan den Vorstellungen der älteren Generation gerne entgegen. Die Vorsteherin Rosa Kühnle schrieb in ihrem Jahresbericht über das Mädcheninternat:

> «Die Hausordnung des Internats trägt in gewissem Sinn "klösterlichen" Charakter. Um des Rufes willen mußten wir die Hausordnung auf der dajakischen Sitte aufbauen: keine der Internatstöchter durfte das Internat allein verlassen. Unsere Kursschülerinnen waren mit ihrer "älteren Schwester", Frl. Zimmer, die ganze Kursdauer über im Internat gleichsam "eingesperrt". Dennoch waren diese zehn Monate äußerer Gefangenschaft Monate voll Frohheit, Freiheit und Freude.»[59]

59 Rosa Kühnle, Berichte aus dem Missionsfelde N° 127, April 1935, S. 5

Abb. 8. Eröffnung der Haushaltungsschule in Mandomai am 4. März 1934. Im Hintergrund Rosa Kühnle-Degeler (links) und Frl. Zimmer? (rechts).

Der Tagesplan war dementsprechend genau eingeteilt. Unter die Rubrik «Arbeiten nach Arbeitsplan» fielen die Verrichtungen im täglichen Haushaltsablauf:

«Tageseinteilung im Mädcheninternat Mandomai.

5 1/2 Uhr:	Aufstehen, baden, Schlafstätte in Ordnung bringen.
6 - 6 3/4 Uhr:	Die verschiedenen Paare verrichten ihre Arbeit nach dem Arbeitsplan.
6 3/4 - 7 1/4 Uhr:	Frühstück und Morgenandacht.
7 1/4 - 8 Uhr:	Die verschiedenen Paare verrichten ihre Arbeit nach dem Arbeitsplan.
8 - 10 1/4 Uhr:	Unterricht nach dem Stundenplan.
10 1/4 - 12 Uhr:	Nach dem Arbeitsplan.
12 - 12 1/2 Uhr:	Mittagessen.
12 1/2 - 2 Uhr:	Arbeit nach dem Arbeitsplan und ausruhen.
2 - 3 Uhr:	Selbstbeschäftigung.
3 - 4 1/2 Uhr:	Unterricht nach dem Stundenplan.
4 1/2 - 5 1/2 Uhr:	Gymnastik.
5 1/2 - 6 1/4 Uhr:	Arbeit nach dem Arbeitsplan.
6 1/4 - 6 3/4 Uhr:	Nachtessen.
6 3/4 - 8 Uhr:	Selbstbeschäftigung.
8 Uhr:	Abendandacht.
9 Uhr:	Schlafen gehen.

Mandomai, den 21. April 1934»[60]

60 Tageseinteilung im Mädcheninternat Mandomai, 21. April 1934

Der Unterrichtsplan konzentrierte sich auf die Vorbereitung der Mädchen auf ihren «Lebensberuf» der Gattin, Hausfrau und Mutter. Zusätzlich hoffte man auf die Möglichkeit, die jungen Frauen zu «Gemeindehelferinnen» heranzubilden.

> «Nach Beendigung des Kurses sollten unsere Mädchen imstande sein, einfachen biblischen Unterricht zu erteilen, in Sonntagsschule und Frauenbibelstunde tätig mitzuwirken, einen einfachen Nähverein zu leiten oder wenigstens in einem Nähverein kräftig mitzuhelfen.»[61]

Das Hauptgewicht lag jedoch auf denjenigen Fächern, die der einzelnen Frau in ihrem zukünftigen «Beruf» als Hausfrau und Mutter behilflich sein sollten: Hygiene, Kranken- und Säuglingspflege, Erziehungslehre, Fröbelunterricht (Kleinkindererziehung), Haushaltungskunde, Kochunterricht und Handarbeiten. Die praktische Umsetzung des theoretischen Unterrichts geschah im Internat selbst, wo die Mädchen, in Arbeitspaare eingeteilt, den täglich anfallenden Arbeiten wie Kochen, Putzen, Waschenund Bügeln nachgingen. Zusätzlich hatten die Arbeitspaare rotierend eine Woche lang im Missionshaus das Backen und Tischdecken zu erlernen.

Stundenplan für das Mädcheninternat in Mandomai.

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
8 - 8 3/4	Hygiene	Haushaltungskunde	Erziehungslehre	Hygiene und Säuglingspflege		Theor. Kochunterricht
8 3/4 - 9 ½	Anstandslehre	Lehrübung	Katechismus	Aufsatz	Lehrübung	Singen
9 ½ - 10 ¼	Bibelkunde	Schönschreiben	Bibelkunde	Katechismus	Zeichnen	
3 - 4 ½	Froebel	Von 2¼ bis 5½ Nähverein in der Dorfschule	Handarbeit	Handarbeit	Vorbereitung auf Nähverein	
4 ½ - 5 ½	Gymnastik		Gymnastik	Gymnastik	Gymnastik	

Mandomai, April 1934. Rosa Kühnle[62]

61 Kühnle, Internatsregeln, 1934
62 Stundenplan für das Mädcheninternat Mandomai, April 1934

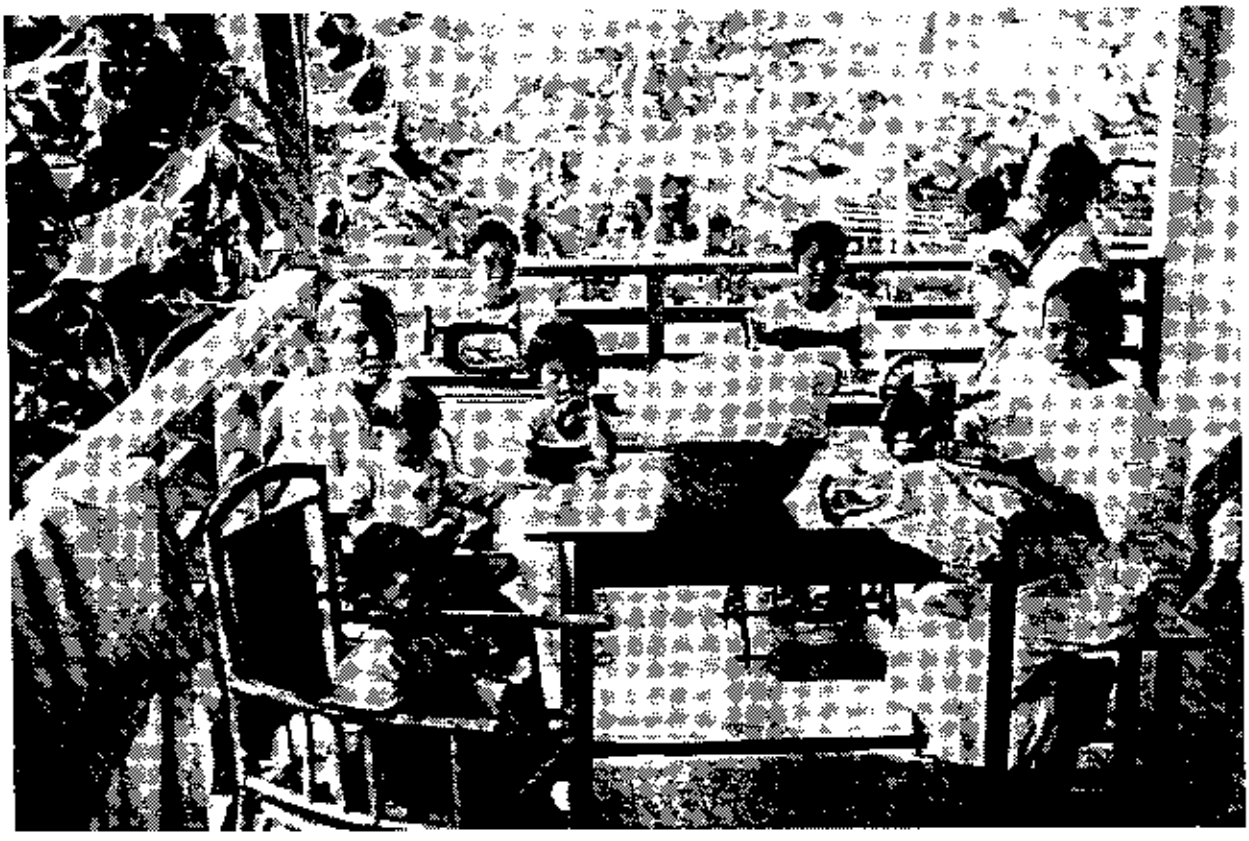


Abb. 9 Nähverein der Spitalgehilfinnen von Kuala Kapuas, 1933

Das Ziel des Kurses, den jungen Frauen Konzepte wie Ordnung, Reinlichkeit und Anstand nahezubringen, war nicht einfach.

> «In der häuslichen Arbeit gibt es natürlich ungeheuer viel zu lernen. Selbst das Aufwischen eines Zimmerbodens war den meisten neu. Der Dajak macht das nicht oft, und wenn es innert Jahren einmal so weit kommt, so leert er einen Eimer oder noch mehr Wasser auf den Boden, bis alles oder wenigstens die Hauptsache benetzt ist. Wenn er es nötig findet, so kann er schließlich mit den Füßen noch ein wenig reiben. Auf alle Fälle wird die Sache kurz gemacht. Deshalb mußten unsere Töchter erst lernen, einen Lappen ordentlich in die Hand zu nehmen, denselben ausspülen, richtig ausdrücken oder auswringen. Daß sie den Wänden nach besonders sorgfältig arbeiten mußten, den Lappen besonders gut in die Hände nehmen, ja die Finger als Polizisten anstellen, damit ja der Lappen sich nicht an die weißgetünchten Wände [des Missionshauses] heranwage, machte ihnen großen Eindruck.»[63]

Das Systematische und Gründliche bei der Ausführung all dieser Arbeiten bereitete die größten Schwierigkeiten. So war es nicht einmal die Reinlichkeit an sich, die schwer erklärbar war, sondern ihre planmäßige Umsetzung. Keine Probleme hingegen gaben Handarbeits- und Kochunterricht. Beide Fächer wurden mit großem

63 Agathe Eggenberger, Bericht über den 2. Mädcheninternatskurs, 1. Oktober 1935 – 2. August 1936, S. 4

Eifer besucht. Entgegen der Absicht der Missionarinnen begriffen die Internatsschülerinnen Kochen und Handarbeiten jedoch mehr als Spielerei denn als ernsthafte Arbeit. In diesem Sinne beklagten sich denn auch die Lehrerinnen, daß die Sache zu leicht genommen würde. So war etwa die Aufmerksamkeit beim Erlernen von Backen und Fritieren größer als bei der Zubereitung einer Gemüsesuppe. Ebenso begeistert waren die Schülerinnen beim Handarbeitsunterricht, wenn es galt Zierstiche auszuführen. Hingegen machten sie sich eher widerwillig an die Arbeit, wenn Kleider geflickt werden sollten.

> «Sehr gerne wird gestickt und eifrig bunte Zierstiche genäht, aber recht ungern einfachere Sachen oder gar geflickt; das macht uns immer ein wenig traurig.»[64]

meinte die Handarbeitslehrerin Luise Junginger, die schon in den Nähvereinen dieselbe Erfahrung gemacht hatte.

Die Missionarinnen verwandten viel Energie darauf, den Schülerinnen die Nützlichkeit auch derjenigen Arbeiten nahezubringen, die nicht nur Vergnügen bereiteten. Dabei legten sie Wert darauf, daß Gehorsam und Disziplin an der Tagesordnung blieben. Mit Regeln, an die sich sowohl «Noble» wie «Gemeine» zu halten hatten, beabsichtigten die Missionarinnen auch die Aufhebung gesellschaftlicher Unterschiede durch das Christentum. Rosa Kühnle schrieb an die Missionsleitung:

> «Damit möchte ich gleich auf das eine überleiten, das unsern Töchtern von bleibendem Wert sein wird, von bleibenderem als alles, was sie im Unterricht bekamen. Während unseres Internatskurses lernten unsere achtzehn Töchter gehorchen, eine für den Dajak ganz schwere Kunst. Ohne Unterschied mußten sich alle unter die Hausordnung stellen [...] Das fiel nicht allen leicht.»[65]

Daß solche Kurse im Sinne der Missionarinnen meist erfolgreich verliefen, zeigen die mit Stolz präsentierte Musterschülerinnen, nachdem sie sich, zurückgekehrt ins Dorf, wie erhofft vorbildlich verhielten:

> «Ein schöner, süßer Lohn unserer Mühen und Arbeiten sind uns die, nun von da und dort einlaufenden Berichte über unsere Internatstöchter. Eine von ihnen hat bereits mit einer Frauenbibelstunde und mit einem Nähverein begonnen. Über unsere Naomi Lampe aus Hampatong erzählte uns eine ihrer Verwandten, sie habe gleich nach dem Heimkommen das

64 Luise Junginger, 2. Quartalsbericht, 1932
65 Rosa Kühnle, Berichte aus dem Missionsfelde N° 127, April 1935, S. 15

> ganze Haus hinausgeputzt, so daß alles ganz anders aussehe als früher [...] Der Vater unsere Helene Alang aus Pangkok erzählte uns, seine Helene habe ihr krankes Geschwisterlein mit Hingabe gepflegt, so daß sie, die Eltern, ganz erstaunt gewesen seien. Reich an Kenntnissen sei ihre Tochter aus dem Internat gekommen.»[66]

Ähnliche Effekte erhofften sich die Missionarinnen bei ihren Bräute- und Mütterkursen, die periodisch neben den 10-monatigen Mädchenkursen abgehalten wurden. Die Bräutekurse richteten sich im besonderen an «heidnische» Frauen, die Ehefrauen christlicher Lehrer werden sollten. Da man um die wichtige Stellung der Frau in der Ehe wußte, war dem Christentum eine stabile Grundlage zu verschaffen. Die Lehrersbräute sollten über christliche Grundsätze ebenso ins Bild gesetzt werden wie ihre Männer. Rosa Kühnle schrieb:

> «Oftmals zittert dem Missionar das Herz im Leibe, wenn er einen seiner jungen Lehrer trauen muß. Denn nur allzuoft hat er die bitter-schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß mancher Lehrer, der unverheiratet mit liebevoller Hingabe in seiner Schule gearbeitet hat, fast vom Tage seiner Verheiratung "nachläßt", ja, seine Schule geradezu vernachlässigt. Lehrer, von denen wir mit Sicherheit annahmen, sie hätten den festen Grund gefunden und würden darauf unverrückt stehen bleiben, kommen als verheiratete Männer in bedenkliches Wanken und werden lau und träge in ihrem Glaubensleben und in ihrer Arbeit. Es ist hier kein seltener Fall, daß Lehrer, die ledig ihren Beruf wirklich geliebt hatten, nicht lange nach der Verheiratung ihr Amt niederlegen müssen. Warum? Weil die Lehrersfrau zu ihrer Mutter und in ihr Dorf zurückverlangt.»[67]

Hier suchten die Missionarinnen anzusetzen, indem sie ein neues Frauenbild propagierten. Die Ehepartner sollten nicht unabhängig voneinander leben, sondern in gegenseitiger Hilfe einander ergänzen. Neben einigen grundsätzlichen Hinweisen in Haushaltskunde, Kranken- und Säuglingspflege wurde ihnen hauptsächlich Religionsunterricht erteilt, wobei ihnen vorbildliche Frauengestalten nahegebracht wurden.

> «Im Religionsunterricht redeten wir über die Frauengestalten in der Bibel. Ferner ließen wir uns durch das Wort Gottes Aufschluß geben über folgende Themata:
> - Die gottgewollte Aufgabe der Frau [...] als Braut, Frau, Gehilfin ihres Mannes und als Mutter.
> - Was sagt die Bibel über den Schmuck der Frau?
> - Was sind wir unseren Schwestern schuldig?»[68]

66 ebenda, S. 16
67 Rosa Kühnle, Kurse für Lehrers- und Evangelistenbräute auf Borneo, S. 1
68 ebenda, S. 3

Offensichtlich konnten sich hier die Missionarinnen mit dem neuen Frauenbild wenigstens teilweise durchsetzen:

> «Wie freuten wir uns, daß unsere Lehrersbräute an ihren Hochzeitsfesten in vorbildlicher Einfachheit und natürlicher Schönheit zur Trauung kamen. Keine von ihnen war - wie früher fast alle Bräute - bis zur Unkenntlichkeit "geschmückt", geschminkt, hinter den Ohren, oberhalb der Stirn und im Nacken rasiert.
> Daß sie schon da und dort mit dem bißchen Wissen, das sie in den Bräutekursen über Gesundheitspflege und Malaria erworben haben, energisch heidnischen Krankheitsanschauungen und heidnischer Krankheitsbehandlung gegenübergetreten sind, freut uns ganz besonders.»[69]

Ähnliche Ziele verfolgten die Missionarinnen bei den Mütterkursen. Hier handelte es sich vor allem darum, daß die Mütter ihre Kinder in «christlichem Geist» erzögen. Denn:

> «Unsere Borneokirche kann nur Bestand haben, wenn sie treue, fromme, betende Mütter hat, Mütter, die ihre Kinder nach Gottes Willen erziehen und sie vor heidnisch-mohammedanischem Einfluß zu schützen wissen.»[70]

Dies beinhaltete auch eine gewisse Strenge im Umgang mit den Kindern. Die verzärtelnde Einstellung der Mütter ihren Kindern gegenüber wurde scharf kritisiert. Die Mütter, die mit ihren Säuglingen am Kurs teilnehmen mußten, sollten deshalb gleich praktisch in die neuen Erziehungsmethoden eingeweiht werden. Das bedeutete etwa, daß die Mütter selbst Disziplin üben mußten. Sie sollten nicht gleich bei jedem Schreien des Kindes ihre beruhigende Mutterbrust geben. Die Kinder hatten zu festen Zeiten gestillt und gewickelt zu werden, während die Zwischenzeit dem theoretischen Unterricht gewidmet war. Das neue Mutterbild verlangte nach einer Mutter, die zwar zärtlich um Umgang mit ihrem Kind war, die ihm gleichzeitig aber auch eine maßvolle Entschiedenheit entgegensetzen sollte.

---

69 ebenda, S. 5
70 ebenda

6. Ähnliche und gegenteilige Erfahrungswelten von Europäerinnen und den von ihnen missionierten Dayak-Frauen.

6.1 Gemeinsame Interessen

Die ökonomische Unabhängigkeit und das Selbstbewußtsein der Dayakfrauen hatte das Argument der Missionarinnen, zur Befreiung der Frau ausgezogen zu sein, entkräftet. Die in andern Missionsgebieten propagierte «Hebung des weiblichen Geschlechts» war bei den Dayak nicht nötig. Dem entsprechend stieß die schwesterliche Solidarität eher auf Widerstand.

Einer der wenigen Anknüpfungspunkte war der Bereich der Krankheiten. Doch traten auch hier die Dayakfrauen nur dann in Kontakt mit den Missionarinnen, nachdem die eigenen Methoden nichts genützt hatten. Auf diese Weise gewannen fremde und einheimische Frauen nur langsam Vertrauen zueinander. Spektakuläre Heilungserfolge, die selbst von den Missionarinnen als «Wunder» bezeichnet wurden, führten indessen dazu, daß die Kliniken doch langsam Zulauf erhielten. Das von den Missionarinnen vorgebrachte Argument, die Gesundheitsdienste der *balian* wären teurer und nützten nichts, überzeugte zumal vorübergehend die besorgten Mütter, wenn einem kranken Kind auf der Station geholfen werden konnte. Gerade Zeiten der finanziellen Notlage während der Krisenjahre ließen die Interessen der Missionarinnen und Dayak einander annähern.

Ein zweiter Bereich, über den die Missionarinnen Interesse wekken konnten, war alles, was mit Handfertigkeit und Handwerk zu tun hatte. Die Dayakfrauen, die nach der Beschreibung Henkings Meisterinnen im Flechten von Matten und Körben waren, ließen sich bereitwillig neue Techniken zeigen. So waren die von der Mission angeregten Nähvereine recht beliebt, besonders wenn es galt, kunstvolle Stiche und Muster zu erlernen. Ähnliches zeigte sich in den Kochkursen, wo die Schülerinnen darauf drängten, immer kompliziertere Zubereitungsarten kennenzulernen. Während der wirtschaftlichen Krise zeigten sich die Dayak-Frauen auch an den Konservierungsmethoden interessiert, die von den Missionarinnen benutzt wurden. Rosa Kühnle berichtete:

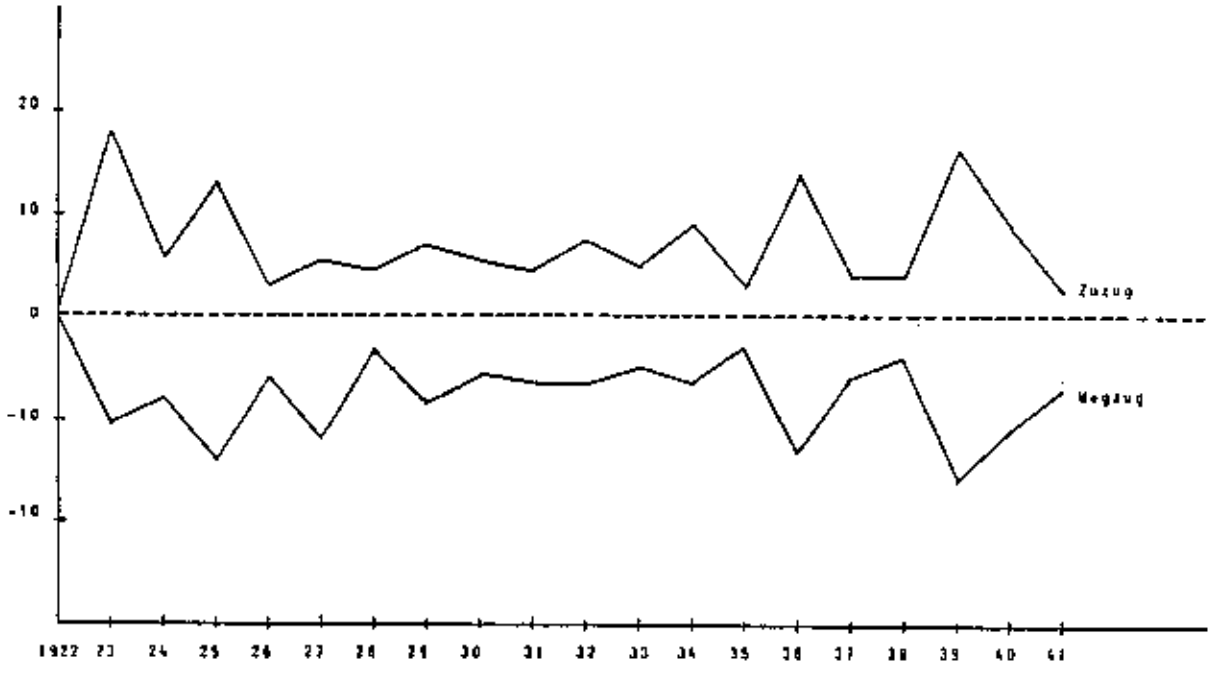
> «Wir hatten gerade Schlachttag. In unserer Küche zeigte ich einigen Dajakfrauen, wie man Fleisch einpöckelt, um es später räuchern zu können [...] Vom Haltbar-Machen des Fleisches wußten unsere Mengkatiper nichts. Nachdem wir

> einigen von ihnen verschiedene Male Rauchfleisch zum Versuchen gegeben hatte, baten mich einige Frauen, daß, wenn wir wieder schlachten würden, ich sie im Einpöckeln und Räuchern des Fleisches unterrichten möchte.»[71]

In diesem Sinne waren die Interessen der Dayakfrauen utilitaristisch ausgerichtet. Freundschaftliche Beziehungen bahnten sich nur zögernd an, und kamen eigentlich nur dann zustande, wenn sie von den Dayakfrauen selbst gewünscht wurden. Ausnahmen waren diejenigen, die der eigenen Gesellschaft eher zur Last fielen, also etwa Chronisch-Kranke und Aussätzige. Die Betreuung dieser Kranken durch die Mission erntete bei den Dayak Wohlwollen und von den Betroffenen her freundschaftlichen Respekt.

6.2 Uneinigkeiten, Widerstände und Abgrenzungen

Obwohl in den Briefen der Missionarinnen vor allem von Erfolgen die Rede ist, scheint ihrs Verhältnis zu den Dayakfrauen eher gespannt gewesen zu sein. Die durch den Brandfeldbau bedingte Mobilität der Dayak trug das Ihre dazu bei, daß die Beziehungen zur Mission in der Regel schwierig waren. Das bedeutete nämlich, daß die Dayak sich relativ leicht der Evangelisierung entziehen konnten. Auf diesem Hintergrund sind auch die Unterstützungen zur Seßhaft-Machung der Dayak durch die Mission zu sehen.



Graphik Nr. 2 Durch den Brandfeldbau bedingte Mobilität

71 Rosa Kühnle, 13. Juni 1925

Waren schon die Voraussetzungen durch diese Mobilität für die Mission nicht optimal, so war der aktive Widerstand von seiten der Frau äußerst behindernd. Sie widersetzte sich als erklärte Feindin der Mission, welche ihre Einflußbereiche zu schmälern drohte, oft während Monaten und Jahren mit ausgesprochener Hartnäckigkeit. Umso größer war denn auch jeweils der Triumph der Missionarinnen, wenn eine Frau zum Christentum übergetreten war:

> «Ja, die Mission unter der dajakischen Frauenwelt kann nicht genug gewertet werden, denn ist die Frau fürs Christentum gewonnen, dann hat man auch den Mann, die ganze Familie, die Nachkommen, die ganze Generation! Ich freue mich gewiß jedesmal, wenn ein Mann zu dem Entschluß kommen kann: "Jetzt will ich mich dem Tuhan Jesus übergeben." Aber zehnmal größer ist meine Freude, wenn eine Frau oder ein erwachsenes Mädchen mit diesem Entschluß zu uns kommt; denn dann sehe ich jedesmal im Geist schon ihre Kinder, Enkelkinder und Urenkel, die ihr alle folgen.
> Weil sich aber die dajakische Frau, besonders die Betagte, viel eigensinniger und hartnäckiger gegen die neue Religion verschließt, ist die Arbeit unter der dajakischen Frauenwelt keine leichte. Daheim kann man sich kaum vorstellen, wie viele Vorurteile und ungerechtes Mißtrauen überwunden werden müssen, bevor eine Dajakgroßmutter sich nur dazu hergibt, unsern Worten ihr Ohr zu leihen. Man darf nicht müde werden, gegen die törichten, unartigsten Lügen, die unsern Tuhan Jesus und die Seinen beschmutzen sollen, zu Felde zu ziehen.»[72]

Die größten Auseinandersetzungen gab es, wenn gegen den Willen der Mutter, aber auf Wunsch eines bereits christlichen Vaters ein Kind getauft werden sollte. Und wenn selbst die Mutter zum Christentum übertrat, um dem Kind auch im Tode nahe zu sein, so war das noch keine Garantie dafür, daß die traditionellen Gebräuche nicht weiterhin beibehalten wurden. Elise Marstaller hielt in einem Rundbrief an die Freundinnen der Mission fest:

> «Wir kamen auch in ein Christenhaus. Von außen war es ihm nicht anzusehen, daß Christen darinnen wohnen würden. Auch im Innern des Hauses sah es nicht anders aus. Die Wände hingen voll mit lauter Zaubersachen. An der Schaukelwiege des Kleinsten waren allerlei Zaubersachen aufgehängt zur Verhütung von Krankheiten. Am liebsten hätte ich den ganzen Zauber niedergerissen, aber wir durften ja nicht ohne Erklärung und Belehrung handeln.»[73]

Diese für die Missionarinnen immer wieder bitteren Erfahrungen führten dazu, daß die Frauen wie ungelehrige Kinder behandelt wurden. Der Ton, in dem die Berichte der Missionarinnen über

72 Rosa Kühnle, 29. April 1925, S. 9/10
73 Emilie Marstaller, Halbjahresbericht und Rundbrief, 1939, S. 5

die Frauen gehalten waren, ist bezeichnend für die «paternalistische» Haltung, die sie einnahmen. Da wurde gesprochen von «meinen Frauchen», «meinen Schützlingen», «meinen großen Kindern», dem «armen Weible» oder «unseren Fraueli». Im Gegensatz dazu ließen sich die Missionarinnen *Nyonyah* nennen, womit allein durch die malaiische höfliche Anrede «Frau», die auch für holländische Beamtenfrauen benutzt wurde, eine respektheischende Position eingenommen wurde.

Die Missionarinnen setzten sich auch in anderer Form von den Einheimischen ab. Bei der Vermittlung europäischer Werte sollte nur ein gewisser Teil von den Dayak übernommen werden. Das Verbot des Tragens europäischer Kleidung in den Mädchenanstalten etwa erfüllte zwar ältere Dayak mit Zufriedenheit, doch standen solche Anweisungen im Widerspruch zum neuen Lebensstil, der von der Mission gelehrt wurde. Während die Haushaltung nach westlichen Maßstäben auf zivilisierende Ordnung und Sauberkeit getrimmt wurde, sollten sie selbst dem Bild der netten «Eingeborenen» in traditioneller Aufmachung entsprechen.

Wenn es an sich begrüßenswert ist, daß sich die Missionarinnen bemühten, einheimische Traditionen zu erhalten, so war das Auftreten der Europäerinnen in diesem Zusammenhang auch bewußtes Absetzen. Das Bewahren-Wollen des süßen und niedlichen Exotischen weist auf eine Haltung hin, die befahl, was den Vorgesetzten gefiel und was den «Kindern» gut bekommen sollte. Auch Luise Junginger war sich der Konsequenzen, zu deren Voraussetzungen auch die Mission beigetragen hatte, wohl nicht bewußt, als sie schrieb:

> «Leider sind auch hier in Mandomai unsere Christenkinder schon vielfach europäisiert: Die Haare geschnitten oder in Hängezöpfen, die Kleidchen nach europäischen Schnitt. Viel lieber sehe ich sie in ihrer sehr hübschen und geschmackvollen Eigenkleidung. Da werden die schwarzen Härchen schön glatt nach hinten gekämmt, Öl von Kokosnüssen hilft nach und wird am Hinterkopf zu einem winzigen Nestchen aufgesteckt.»[74]

Die Faszination am Exotischen hatte bei allem Widerstand, der von ihm ausging, eine Komponente, die die Missionarinnen in ihrer Arbeit herausforderte: das Fremde. Das was gefiel, sollte bleiben.

---

74 Luise Junginger, 2. Quartalsbericht 1931, S. 1

7. Zusammenfassung und Einschätzung der missionarischen Berichte

Das Programm der Basler Mission enthielt eine Sichtweise, die zur weiteren Einschätzung der Lebenssituation der Dayak prägend war. Ausgehend von den Erfahrungen in andern Missionsgebieten schloßen die Missionare auf eine notleidende Bevölkerung. Im Hinblick darauf, daß die missionarische Analyse einer Gesellschaft immer von einem Mangel ausgehen mußte, und bestände dieser auch nur im fehlenden Christentum, konnte die Beschreibung der dayak'schen Lebensweise notgedrungen nur klischeebeladen ausfallen. Solche Vorurteile waren bereits durch ältere Berichte von Missionaren und Reisende geschaffen worden. Meist wurden sie beschrieben als wilde, blutrünstige und grausame Menschen, die in ungesittetem und rohem Umgang miteinander verkehrten.

Abb. 10 Die «ungesitteten» Dayak aus einer Darstellung um 1870 (?)

> «Die Dajakken sind ein braunes Volk [...], bekannt durch ihre Jagd auf Menschenköpfe, ihre Furcht vor Gespenstern und Geistern aller Art, ihre lärmenden Feste und ihr ganzes, ungebundenes, auch unnatürlichen Sünden fröhnendes Fleischesleben.»[75],

75 v. Rhoden, EMM 1879, S. 227

so charakterisierte der Rheinische Missionar v. Rhoden die «Eingeborenen Borneos» um 1870.

Solche Berichte, die zu jener Zeit gang und gäbe waren, änderten sich in ihrer Intention nicht grundlegend. Allen haftete letztlich das Bild eines «vom Heidentum beherrschten» Volkes an, das den Ahnen in «blindem Gehorsam» diente. Diese Vorstellung spiegelt sich auch in den Rapporten der Basler Missionare wieder, nachdem sie das Erbe der Rheinischen Mission angetreten hatten. Das «Schmerzenskind» verhielt sich auch in der Begegnung mit den Baslerinnen und Baslern nicht anders. Die sture Abwehrhaltung veranlaßte sie deshalb zu ähnlichen Schlußfolgerungen. Die Reaktion der Missionare auf die besonders harte Verteidigung der dayak'schen Traditionen durch die ältere Generation und die Frauen war missionsmethodologisch «klassisch»: Die widerspenstigen Frauen wurden zu Opfern ihrer eigenen Religion erklärt. Damit stellte man nicht nur eine «äußere» Not wie die Verbreitung von Krankheiten fest, sondern «jene ausgesprochen schlimme innere Not», die in der Furcht vor Geistern gründete.

Obwohl zum Erstaunen der Missionare die Dayakfrauen in jedem Lebensbereich hohes Ansehen genossen, diagnostizierten sie eine Unterdrückung der Frau aufgrund ihrer «Abhängigkeit» vom religiösen System. In diesem Sinne wurden alle ihre wichtigen Positionen in eine Knechtschaft durch alte irrationale Gebräuche und Sitten umgemünzt. Die Frau erschien also nicht als gleichberechtigte Partnerin des Mannes, sondern als Gefangene ihrer Furcht.

Demgegenüber begrüßte man die Skepsis der Männer und unterstützte ihre Versuche, sich der angeblichen «Herrschaft» der Frauen zu entziehen.

Um das ganze Übel an der Wurzel zu packen, mußten diejenigen in den «Griff» bekommen werden, die den hartnäckigste Widerstand leisteten. In der Gewinnung des weiblichen Teils der Bevölkerung für das Christentum eigneten sich die Errungenschaften der westlichen Medizin als bestes und überzeugendstes Mittel, obwohl auch hier die Missionarinnen harte Arbeit leisten mußten. Die Schulung der jüngeren, «formbaren» Generation legte den Grundstein zu einer christlichen Gemeinde, in welcher die

Frauen angeblich analog zu ihrer zentralen Position in der traditionellen Gesellschaft das «Herz des Volkes» und Garantinnen der neu vermittelten Werte sein sollten.

Mit wenigen Ausnahmen interessierten sich die Missionare in nur geringem Maße für die Lebensweise der Dayak. Während Hans Schärer einen der bedeutendsten Beiträge zur Ethnographie der Ngaju-Dayak lieferte, indem er das komplizierte religiöse System der Ngaju aufgezeichnet und analysiert hat, blieben die Berichte der meisten Missionarinnen und Missionare auf die Beschreibung störender Elemente beschränkt.

Immerhin ist das Interesse am Fremden oder zumindest die Faszination daran ab und zu «durchgebrannt», sodaß manche Berichte auch etwas vom Reichtum dayak'scher Lebensweise zeugten. Unter den Missionarinnen war es in erster Linie Ruth Spiller, die mit ihrem Bericht «Heidnisch-dajakische Sitten und Gebräuche bei Schwangerschaft und Geburt» auch einen Beitrag zur Ethnographie geleistet hat. Dies gilt in beschränktem Maße auch für die schreibfreudige Rosa Kühnle-Degeler, deren ethnographisches Interesse jedoch deutlich hinter dem missionarischen zurückblieb. Von seiten der Basler Mission war eine intensive Beschäftigung mit der einheimischen Gesellschaft ohnehin nicht erwünscht. Schärer beispielsweise mußte die Erlaubnis zum ethnologischen Studium der Dayak bei der Leitung der Basler Mission einholen. «Allotria treiben» war ansonsten nicht gestattet.

Ein Zeichen zur Änderung dieser Praxis war allerdings schon 1934 durch die Visitationsreise des Missionars, Islamforschers und Sprachgelehrten Kraemer gesetzt worden. Er empfahl den Missionarinnen und Missionaren ein «stärkeres Heraustreten aus der Befangenheit der heimatlichen religiösen und kirchlichen Sphäre»[76] und ein Entgegenkommen der Mission bezüglich der Bedürfnisse der Dayak. Auch Inspektor Witschi hat mit seinem Buch «Bedrohtes Volk», das 1938 erschien, erstmals in größerem Umfang das Leben der Ngaju-Dayak mit einem gewissen Respekt für deren Eigenart dargestellt.

Die in der Folge offenere Politik und modifizierte Praxis, die vermehrt auch ethnologische Forschung zum besseren Verständnis

76 Kraemer, Visitationsbericht 1934, zitiert nach Witschi V., 1970, S. 183

der Dayak einbezog, diente allerdings letztlich erneut der Mission. Gegen «heidnische» Werte und Glaubensvorstellungen konnte auf diese Weise gezielter hingewirkt werden. Ruth Spiller schrieb dazu in ihrem «Forschungsbericht»:

> «Von da ab gingen mir auch die Augen auf über gewisse Gegenstände, die ich in oder außerhalb dem Lager der Gebärenden traf und fing an, mich nach dem tieferen Sinn gewisser Handlungen zu erkundigen [...]»[77]

Doch durfte ihrer Ansicht nach nicht voreilig gehandelt werden:

> «Solange sie an der alte Religion festhalten, solange können wir sie nicht davon abhalten, jene Gebräuche zu befolgen. Mit Geringschätzung oder Spott würden wir viel schaden. Jedoch dürfen wir die Gelegenheit [zu einer schweren Geburt gerufen zu werden] benützen und ihnen sagen, daß wir dem allmächtigen Gott allein dienen wollen. Wir dürfen ihnen sagen, wie froh und geborgen wir bei ihm sind.»[78]

Das grundsätzliche Ernst-Nehmen der Dayak, der Frauen wie der Männer, brachte der Mission nur Vorteile. So gewannen sie durch die Toleranz und die Übernahme bereits vorhandener Traditionen, etwa die strenge Überwachung erwachsener, noch nicht verheirateter junger Frauen oder der Beibehaltung einheimischer Kleidung, das Vertrauen der betroffenen Bevölkerung.

Die Voraussetzungen zur Durchsetzung westlicher Werte verbesserten sich dadurch wesentlich. So verlief die Vermittlung des europäischen Frauenideals gerade dort reibungslos, wo die Missionarinnen an schon bestehenden Interessen anknüpfen konnten, z. B. an der Vorliebe für Handfertigkeiten. Eine behutsame Vorgehensweise ebnete auch hier den Weg zum Ziel, das die Missionarinnen verfolgten: die Erziehung der Frau zur Gattin, Hausfrau und Mutter. Diese sollten ihrerseits wirksam werden bezüglich einer ordentlichen und gesitteten Lebensweise, die sich zur Zufriedenheit der Mission etwa folgendermaßen ausdrücken konnte:

> «So ein Christenkampong unterscheidet sich schon äußerlich ganz auffallend von einem heidnischen oder mohammedanischen Kampong. Meistens ist um das Haus ein kleines Gärtchen angelegt, die Fenster und Türöffnungen sind größer und lassen frischer Luft mehr freien Zutritt. Die Kinder laufen nicht mehr ungekämmt oder die kleinen Buben in wunderlich zugeschnittenen Frisuren umher; sie haben auch ein reinliches Höschen oder Röckchen an und wissen ganz artig zu grüßen [...] und schaut man gar in ein Heidenhaus

77 Spiller, 1939, S. 2
78 ebenda, S. 14

hinein und nachher in ein Christenhaus, so ist der Unterschied wie Tag und Nacht.»[79]

Damit entsprachen die Bekehrten nicht nur den Wünschen der Mission nach sauberen, wohlerzogenen und arbeitsamen Menschen, sondern auch den Zielen der Kolonialregierung, welche in bewußter Unterstützung christlicher Lebensformen an der Unterdrückung islamisch-nationalistischer Bewegungen interessiert war.

Allerdings darf nicht davon ausgegangen werden, dass zum Christentum bekehrte Frauen nun automatisch dem moralischen Sittenkodex entsprachen, der von der Mission gefordert wurde. Gerade in einer Gesellschaft, in der die Position von Frauen hoch war, konnte deren Eigenständigkeit nicht einfach untergraben werden. Schon allein die sozioökonomischen Verhältnisse, welche in westlichen Industrieländern zur «Domestizierung» der Frau führten oder sie begünstigten, waren für die Gesellschaft der Dayak nicht in gleicher Weise vorhanden. Eine Forschung an Ort müsste zeigen, wie Frauen und Männer mit der neuen Religion umgingen, wie sie sie verstanden und wie sie sie im täglichen Leben umsetzten.

79 Luise Junginger, 3. Quartalsbericht, 26. September 1931, S. 2

8. Anhang

8.1 Quellen

Alle Quellen stammen aus den Beständen der Basler Mission, Missionsstr. 21, 4001 Basel. Ich danke den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für ihre freundliche Hilfe.

Ungedruckte Quellen

Gebietsakten zu Borneo: B-6-1, 4; B-6-4, 4; B-6-6, 2; B-6-17, 1; B-6-17, 2.

Henking, Heinrich, Vor welche Missionsaufgabe stellt uns die dajakische Frau? Vortrag, gehalten am 18. März 1930 anläßlich des Frauenmissionskurses, 17. - 21. März 1930.

Oettli, Wilhelm, Warum wir in Südborneo die Frauen-Mission brauchen. Auszug aus einem Vortrag, gehalten bei der Frauenmissionskonferenz, 10. April 1924, Männedorf.

Spiller, Ruth, Heidnisch-dajakische Sitten und Gebräuche bei Schwangerschaft und Geburt. Berichte vom Missionsfeld Nr. 177, 10. Oktober 1937, Kuala Kapuas

Gedruckte Quellen

Borneo. Evangelisches Missions-Magazin, 1836, pp. 308 - 315

Büttner, F. Aus dem Herzen Borneos. Evangelisches Missions-Magazin, 1914, pp. 108 - 121

KEM/Kollekteverein der Basler Mission, Hinausgeführt. Ein Leben mit Dajaks. Kalimantan-Missionare erzählen. Basel, 1985

Kühnle-Degeler, Rosa, Tagebuchblätter aus Borneo. Basel, 1922

Kühnle-Degeler, Rosa, Seiner will ich harren. Zweiter Teil der Tagebuchblätter aus Borneo. Basel, 1924

Kühnle-Degeler, Rosa, Die Starken zum Raube. Erzählung aus dem Leben eines Dajak. Basel und Stuttgart, 1925

Kühnle-Degeler, Rosa, Buddo, die Zauberpriesterin. Stuttgart, 1929

Kühnle-Degeler, Rosa, Salamat. Eine Kopfjägerstochter aus Borneo erzählt aus ihrem Leben. Stuttgart und Basel, 1932

Rhoden, L. v. Die Rheinische Mission auf Borneo. Evangelisches Missions-Magazin, 1872, pp. 227 - 238

Unser Dienst in der Mission. Monatsblatt der Basler Frauenmission, Basel, 1930-45

Verborgener Dienst. Vom Erleben der Frau in der Mission. Heft 1 - 6, Basel, 1938

8.2 Abbildungen und Diagramme

Abb. 1:	Photo: Dr. Vischer; Archivnummer: B 526
Abb. 2:	Witschi, 1938, S. 207
Abb. 3:	Photo: ?; Archivnummer: B 162
Abb. 4:	Photo: ?; Archivnummer: B 287
Abb. 5:	Photo: Göttin; Archivnummer: B 487 b
Abb. 6:	Photo: ?; Archivnummer: B 240
Abb. 7:	Photo: Dr. Vischer; Archivnummer: B 637
Abb. 8:	Photo: ?; Archivnummer: B 385
Abb. 9:	Photo: Dr. Vischer; Archivnummer: B 432
Abb. 10:	KEM, 1985, S. 5
Graphik 1:	Anteil der Mädchen in den Volksschulen (Süd-Borneo)
Graphik 2:	Durch den Brandfeldbau bedingte Mobilität (Süd-Borneo)

8.3 Bibliographie

Baier, Martin. 1977. Das Adatbussrecht der Ngaju-Dayak: Salilah-Kodex. 2 Bände. Tübingen

Black, Ian. 1985. The «Lastposten»: Eastern Kalimantan and the Dutch in the Nineteenth and Early Twentieth Century. In: Journal of Southeast Asian Studies Vol. XVI., N° 2, pp. 281 - 291

Bock, Carl. 1985. The Head-Hunters of Borneo. A Narrative of Travel up the Mahakkam. Also Journeyings in Sumatra. Singapore, Oxford University Press (1881)

Furnivall, J. S. 1976. Netherlands India. A Survey of Plural Economy. Amsterdam

Garang, Johannes Enos. 1974. Adat und Gesellschaft. Eine sozioethnologische Untersuchung zur Darstellung des Geistes- und Kulturlebens der Dajak in Kalimantan. Wiesbaden

Hardeland, August. 1859. Dajaksch-deutsches Wörterbuch. Amsterdam

Hudson, A. B. 1972. Padju Epat. The Ma'anyan of Indonesian Borneo. New York et al.

King, Victor T. (ed.). 1978. Essays on Borneo Societies. Oxford University Press

Lebar, Frank M. 1972. Ethnic Groups of Insular Southeast Asia. Vol. 1, Indonesia, Andaman Islands, and Madagaskar. New Haven

Müller-Krüger, Theodor. 1968. Der Protestantismus in Indonesien. Geschichte und Gestalt. Stuttgart

Münzer, Verena. 1976. Tod, Seelenreise und Jenseits bei den Ngadju Dayak in Kalimantan. Lizentiatsarbeit, Ethnologisches Seminar Zürich

Nieuwenhuis, A. W. 1904; 1907. Quer durch Borneo. 2 Bände. Leiden

Prodolliet, Simone. 1986. Der Export des europäischen Frauenideals in die «Dritte Welt». Das Beispiel der Basler Frauenmission. Lizentiatsarbeit. Ethnologisches Seminar Bern

Prodolliet, Simone. 1987. «Wider die Schamlosigkeit und das Elend der heidnischen Weiber». Die Basler Frauenmission und der Export des europäischen Frauenideals in die Kolonien. Zürich

Schärer, Hans. 1946. Die Gottesidee der Ngadju Dajak in Süd-Borneo. Leiden

Schärer, Hans. 1952. Die Stellung der Frau bei den Ngadju-Dajak in Borneo. In: Adatrechtbundels, Band XLIV: Borneo Den Haag, pp. 296 - 304

Schärer, Hans. 1966. Der Totenkult der Ngadju-Dajak in Süd-Borneo. s'Gravenhage

Witschi, Hermann. 1938. Bedrohtes Volk. Von den Ngadju-Dajak an den Urwaldströmen Süd-Borneos. Stuttgart und Basel

Witschi, Hermann. 1965; 1970. Geschichte der Basler Mission. Band IV 1914 - 1919 und Band V 1920 - 1940

Neu im Limmat Verlag

Simone Prodolliet

Wider die Schamlosigkeit und das Elend der heidnischen Weiber

Die Basler Frauenmission und der Export des europäischen Frauenideals in die Dritte Welt

Bisher wurde Missionstätigkeit und koloniale Herrschaft unter dem Aspekt wirtschaftlicher Interessen untersucht. Erstmals wird nun der besondere Beitrag von Frauen bei der Durchsetzung westlich-kapitalistischer Wertvorstellungen dargestellt.

Eine Publikation der Christoph Eckenstein-Stiftung im Limmat Verlag
Broschiert, zahlreiche Fotografien und Illustrationen
184 Seiten, 29.-
ISBN 3 85791 130 1

Bisherige Untersuchungen über den Zusammenhang von missionarischer Arbeit und kolonialer Herrschaft sind hauptsächlich unter dem Apsekt wirtschaftlicher Interessen geschrieben worden. Dabei hat die Ausklammerung weiblicher Arbeit aus ökonomischen Prozessen den Blick auf den besonderen Beitrag von Frauen innerhalb der Bemühungen um eine Aneignung der Kolonialländer verschleiert. In diesem Band wird der besondere Anteil der Frauen am Kolonialisierungsvorgang untersucht. Dass Frauen in diesem Prozess keineswegs nur als "Mitläuferinnen" beteiligt waren, sondern sich strategisch einsetzen liessen, um an die einheimischen Frauen heranzukommen, steht im Mittelpunkt des Buches. Der Christianisierung mit dem Einsatz nur von Männern war kein grosser Erfolg beschieden. Gerade in Gesellschaften mit strikter Geschlechtertrennung zeigte sich schon nach kurzer Zeit, dass das missionarische Unternehmen keine dauernde Wirkung erzielen konnte ohne die systematische Evangelisation der Frauen. Als Männer und Fremde jedoch hatten die Missionare keinen Zugang zu den einheimischen Frauen. Mit dem Einsatz von Missionarinnen wurde gezielt gegen das "Bollwerk der Weiber" vorgegangen. Gleichzeitig wurde ein Frauenbild propagiert, das bereits im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts zur Konditionierung der weiblichen Bevölkerung beigetragen hat.

PRESSESTIMMEN

"Die Studie ist höchst aufschlussreich. Sie zeigt am Modellfall auf, dass und wie Frauen das europäische Patriarchat mitgetragen und mitverantwortet haben - indem sie es, selber in Emanzipation begriffen, nach unten weiter gaben."
Tages-Anzeiger

"Prodolliets Untersuchungen zeigt eindeutig, dass in jeder Einmischung von aussen ein kultureller Herrschaftsanspruch mitschwingt. Die Mission lässt sich nicht aus dem Zusammenhang das Kolonialismus lösen. Der Export von vermeintlich noch so revolutionären oder emanzipierten Ideen ist und bleibt Bevormundung."
Luzerner Neueste Nachrichten

Simone Prodolliet (1957), studierte Geschichte, Ethnologie und Religionsgeschichte an der Uni Bern und arbeitet gegenwärtig im Rahmen eines Nationalfondprojekts über die Rezeption europäischer Emanzipationskonzepte in den Frauenbewegungen der Dritten Welt.

URL: http://www.ethno.unibe.ch/arbeitsblaetter/AB02_Pro.pdf

This is the electronic edition of Simone Prodolliet, "'Die Dajakkirche wird nicht ohne die Frau ihre Fundamente legen.' Die Konditionierung von fremden Frauen durch das europäische Frauenideal. Die Arbeit der Basler Frauenmission in Südkalimantan, 1920-1943", Arbeitsblätter Nr. 2, Institut für Ethnologie, Universität Bern, Bern 1989

Xerox

Electronically published August 23, 2001

© Simone Prodolliet und Institut für Ethnologie der Universität Bern. All rights reserved.

This text may be copied freely and distributed either electronically or in printed form under the following conditions. You may not copy or distribute it in any other fashion without express written permission from me or the Institut für Ethnologie. Otherwise I encourage you to share this work widely and to link freely to it.

Conditions

You keep this copyright notice and list of conditions with any copy you make of the text.

You keep the preface and all chapters intact.

You do not charge money for the text or for access to reading or copying it.

That is, you may not include it in any collection, compendium, database, ftp site, CD ROM, etc. which requires payment or any world wide web site which requires payment or registration. You may not charge money for shipping the text or distributing it. If you give it away, these conditions must be intact.

For permission to copy or distribute in any other fashion, contact: information@ethno.unibe.ch

INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE SCHWANENGASSE 7 CH-3011 BERN 031/63 89 95